

Der Schaffhauser Arzt Heinrich Skreta von Schotnau und Zavorziz und sein Werk "Die Lagersucht"

Autor(en): **Schwerz, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen**

Band (Jahr): **12 (1934-1935)**

PDF erstellt am: **20.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

6.

**Der Schaffhauser Arzt Heinrich Skreta
von Schotnau und Zavorziz und sein Werk
„Die Lagersucht“.**

Eine medizin-historische Studie

von

Franz Schwerz.

Vorwort.

Die Stadt Schaffhausen genoß in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts den Ruhm, tüchtige Ärzte zu beherbergen. Die Namen Wepfer, Peyer und Skreta sind mit der aufblühenden medizinischen Wissenschaft enge verknüpft. Während der Ruhm Wepfers und Peyers von Dauer war, während auch die ärztlichen Schriftsteller noch des 18. Jahrhunderts aus den Büchern Skretas gerne geschöpft haben, so war doch der Name des Verfassers für lange Zeit der Vergessenheit anheimgefallen. In einem in der Ärztesgesellschaft des Kantons Schaffhausen im Juni 1902 gehaltenen Vortrage beklagte dies der Schaffhauser Spitalarzt Franz v. Mandach mit folgenden Worten: „Sein (Skretas) Name ist durch keine Biographie verewigt, seine Taten sind nirgends eingehend beschrieben worden. Als sich über ihm die Gruft schloß, sank er bald so gründlich in Vergessenheit, daß selbst seine Heimat Schaffhausen ihn stiefmütterlich überging, als sie im Jahre 1901, bei Anlaß der IV. Centenarfeier des Bundes mit den Eidgenossen, allen ihren

Söhnen, welche sich in Wissenschaft und Kunst hervorgetan haben, in einer besondern Festschrift ein Denkmal widmete.“

Im Jahre 1901 hatte ein Buch des Ungarn Arztes Th. v. Györy, betitelt „Morbus Hungaricus“, die Presse verlassen. In diesem ausgezeichneten, dem „Fleckfieber“ gewidmeten Werk, wird auf das hohe Verdienst Skretas hingewiesen. So haben, beinahe zur gleichen Zeit, aber völlig unabhängig voneinander, 2 Ärzte mitgeholfen, den Namen unseres großen Schaffhauser Arztes Heinrich Skreta der Vergessenheit zu entreißen.

Dr. Franz v. Mandach gebührt das Verdienst, die Schweizer Ärzte wiederum auf Heinrich Skreta und sein Werk „Die Lagersucht“, hingewiesen zu haben. In folgender Arbeit versuche ich, tiefer in den Inhalt dieses interessanten Buches einzudringen; Mitteilungen über das Leben und das weitere wissenschaftliche Wirken Skretas werden die Studien beschließen.

Zürich, Allerseelentag 1935.

Dr. F. Schwerz.

I. Teil.

Es ist das Buch über die „allgemein ansteckende Lagersucht, das ist von dem giftigen und hitzigen Haupt-, Hals-, Brust-, Magen- und Bauchweh mit und ohne Flecken“, das im I. Teil zur Beschreibung gelangt.

Die Lagersucht, das Fleckfieber, (Typhus exanthematicus) zählte noch bis ins 19. Jahrhundert hinein zu den gefürchtetsten Volksseuchen. Eine Schrift über diese mörderische Krankheit war also durchaus aktuell, denn gerade während Skretas Wirken hatte in Deutschland das Fleckfieber wiederum mit verheerender Wucht geherrscht. Dieses Buch sollte daher dem gemeinen Volk zur Aufklärung und zur Abwehr der Seuche dienen. Dies ist auch der Grund, warum der Autor, entgegen den Sitten damaliger Gelehrter, sein Werk in deutscher Sprache verfaßt hat.

Die wichtigsten Schriften über die Lagersucht aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert sind von Dr. Th. v. Györy in vorbildlicher Weise behandelt worden. Um nicht nochmals einen schon gangbar gemachten Weg erst zu bahnen, verwerte ich gerne, wo es immer angeht, die Angaben Györys.

Geschichtliche Notizen über das Vorkommen der Lagersucht.

Die Lagersucht gehört zu jenen Seuchen, die während des Mittelalters und der Neuzeit sehr oft ganze Länderstrecken entvölkerten. Trat sie in Kriegslagern, während Feldzügen auf, so sind immer Tausende der Krankheit erlegen: die Zahl der von der Seuche Dahingerafften hat jene, die im Kampfe mit dem Feinde fielen, bei weitem übertroffen. So haben diese Flecktyphus-epidemien in den Chroniken recht dunkle Berichte hinterlassen. Ihre Schrecken haben sich im Andenken der Völker tief eingepägt.

Ich will hier nur einiges Wenige über die Geschichte der Lagersucht anführen. Mit diesen Angaben möchte ich eher für die Furchtbarkeit der Seuche einen Beleg geben; ein lückenloses Zitieren des Auftretens derselben liegt nicht in meiner Absicht.

Schon aus dem Ende des 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung sind Mitteilungen in Chroniken niedergelegt, die von großem Sterben, von Hauptweh, von Fiebern mit Flecken, berichten (Hirsch, Handbuch, Bd. III, p. 385). Mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert werden die Klagen immer häufiger. In weiten Gebieten Spaniens und Italiens wurde die Seuche durch Kriege verschleppt, und im Jahre 1490 drohte dem Heer Ferdinands des Katholischen in Spanien Tod und Verderben. Junge Leute und Kinder starben daran in großer Zahl; Weiber wurden weniger ergriffen; alte Leute noch seltener und Juden fast gar keine. Aber vornehme Familien hatten ganz besonders unter der Seuche zu leiden (Hirsch, Volkskrankheiten, p. 225).

Während langen Jahren, von 1505—1508, dann wiederum von 1528—1530, hatte die Seuche den größten Teil

Italiens durchzogen. Italienischen Ärzten, unter denen Fracastoro die erste Stelle einnimmt, verdanken wir recht genaue Beschreibungen. Er war es auch, der darauf hinwies, daß dieses Petechialfieber in Cypern und auf den benachbarten Inseln seit langem heimisch und auch den alten Ärzten wohlbekannt war.

Im Jahre 1517 ist die Seuche in Basel aufgetreten. „Der Mund war wie ein dickes, weißes Tuch oder wie der Schimmel auf dem Wein. Dazu plagten Kopfweh die Menschen derart, daß viele unsinnig wurden. Während eines halben Jahres wütete diese Krankheit, worauf eine verheerende Pestepidemie folgte.“ So schreibt Groß in seiner Basler Chronik.

11 Jahre später berichten die Chroniken wiederum von epidemischem Auftreten der Seuche in Deutschland: sie war durch Krieger von Süden her eingeschleppt worden (Hirsch, Handbuch, p. 387). Von Italien wurde die Krankheit im Jahre 1542 durch Soldaten, die vom Papste gegen die Türken verwendet wurden, nach Ungarn verschleppt (Györy, p. 145). Aber auch in Savoyen und den umliegenden Distrikten hatte sie sich im Jahre 1545 ausgebreitet, wo ihr der Name „Trousse galante“ gegeben worden ist. Auch unser Land hat unter diesem Siegeszug des Fleckfiebers ebenfalls schwer gelitten. In den Jahren 1550—1560 gingen in Zürich und Graubünden Klagen über eine neue Krankheit, der man in Bünden den Namen „Alpenstich“ gab, und die von den Ärzten als bösartige Pneumonie bezeichnet wurde. Nach der Beschreibung handelt es sich wohl um ein typisches Fleckfieber (Lorenz, Skizzen). Aber auch im Westen des Kontinents, in Süd- und Westfrankreich, hatte im Jahre 1557 diese Seuche solch' großen Schrecken verursacht, daß viele weit eher aus Angst als an der Krankheit selber starben. Kaum waren einige Dezenenien verflossen, als 1584/85 in den Drei Bünden die Bräune wiederum ihre Todesopfer forderte. Während dieser Jahre war die Seuche durch Österreich und Deutschland gezogen, hatte so stark gewütet, daß Coberus schreiben konnte, daß 1594 in Regensburg im Feldspital jedes Lebewesen zu-

grunde gegangen sei. 1597 war sie in Ungarn wiederum ausgebrochen und hatte von 8000 Italienern 3000 dahingerafft, und drei Jahre später starben in Bayern und in der Pfalz ganze Dörfer aus (Györy, p. 144).

Nicht nur in Kriegslagern hatte sich das Fleckfieber eingenistet, in den Gefängnissen mit ihrem Unrat und ihrer schlechten Ventilation hatte es zahlreiche Opfer gefordert und aus den Kerkern zog das Fieber in die Gerichtssäle ein. Das Jahr 1577 ist sogar für die Richter und Geschworenen von Oxford und Exeter verhängnisvoll geworden (Hirsch, Handbuch, p. 387).

Auch das 17. Jahrhundert brachte gar viele Kriegs- und Seuchennöte. 1604 — 1606 hatte wiederum Spanien furchtbar unter der Lagersucht zu leiden. Zur gleichen Zeit, im Jahr 1604/05, herrschte der „Seitenstich“ in Graubünden mit großer Intensität. Es wird sich bei dieser Krankheit wieder um eine bösartige Pneumonie gehandelt haben, eine bekannte Begleiterscheinung der Lagersucht (Lorenz, Skizzen, p. 57). Der Dreißigjährige Krieg bot der Verbreitung dieser Seuche neue Nahrung. Schon um das Jahr 1621 begann sie ihren Siegeszug anzutreten. Deutschland wurde durchseucht. Ein Jahr später wütete sie in der bündnerischen Herrschaft unter den Kriegstruppen. Aber auch das friedliche Landvolk wurde von dem Gift angesteckt. Zahlreich waren die Sterbefälle in Appenzell und im Toggenburg. Ersteres zählte bei 899 Geburten 4238 Todesfälle und im Toggenburg starben 1440, während die Geburtenzahl nur 513 betrug. Fahrendes Volk brachte die Seuche in die entlegendsten Dörfer Graubündens. So starben in Igis beinahe alle Einwohner, während in Silvaplana nur 10% der Bevölkerung weggerafft wurden. Das Jahr 1656 wurde für Norddeutschland verhängnisvoll. Das Heer des Schwedenkönigs Karl Gustav war vollständig infiziert und steckte die Stadt Thorn in Preußen an. Grafen, Barone, Edelleute, Kriegsvolk, Bürgersleute und gemeines Volk gingen in großer Zahl zugrunde, berichtet der Chronist. 1663—65 wütete der Flecktyphus in Erfurt, 1684 in Bayern, 1692 im Heer Eugens von Savoyen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts herrschte die Seuche im Osten; zur Mitte des Jahrhunderts im Süden unseres Erdteils, und in der 2. Hälfte erscheint das „Faulfieber“ in unserm Lande da und dort, immer viele Opfer fordernd. 1765 wurden Solothurn und Umgebung so schwer heimgesucht, daß die Stadt von Bern und Basel Ärzte sich erbeten mußte, denn die beiden Stadtphysici waren selber erkrankt. Das kleine Olten hatte 20 Personen verloren. In den folgenden Jahren wird von gleicher Verheerung im Gäu gemeldet. So sehr war die Angst gestiegen, daß verboten wurde, die Toten in den Kirchen auszusetzen. Auch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts herrschte fast immer „Faul- und Fleckfieber“. 1790—92 wurden die Armen auf Kosten des Staates im Spital oder zu Hause gepflegt. Aber trotz aller Mühe der Behörden war 1798 das „Faulfieber“ allgemein (Kottmann, Geschichte, p. 28). In Graubünden begann mit dem Jahre 1771 ein neuer Seuchenzyklus, der bis 1784 dauerte. Dieses „Faul- und Nervenfieber“ hatte gute Beobachter gefunden und die Beschreibung paßt durchaus auf das Fleckfieber, die Lagersucht. In Silvaplana und in Fläsch waren 10% der Einwohner dahingerafft worden. In diesem Alpenlande hatte die Seuche wiederum jahrelang gedauert (Lorenz, Skizzen).

Die Kriege Napoleons brachten zu Beginn des 19. Jahrhunderts diese Geißel der Menschheit in unser Land. Von 1814 bis über die Hungerperiode der Jahre 1817/18 hinaus wütete der Flecktyphus, diese Kriegspest, die dieses Mal von Österreichern bei uns verbreitet worden war (Schnürer, Kriegspest).

So hat die Lagersucht Jahrhunderte lang als furchtbare Geißel der Menschheit gewütet; sie war eine anhängliche Begleiterin der Kriege und hat in hohem Maße mitgeholfen, der Menschen Unglück und Nöte zu vergrößern.

Der Name.

Das Fleckfieber, der Typhus exanthematicus, ist seit seinem Auftreten mit verschiedenen Namen belegt worden.

Diese Namengebung ist durch die verschiedenartigen Symptome bedingt.

Die Abgrenzung des Fleckfiebers von der eigentlichen Pest hat früh stattgefunden.

Schon von der Seuche von 1096 wird das Fehlen der „Sterbedrüsen“, der Bubonen, die für die Pest charakteristisch sind, besonders erwähnt und bei den, in den folgenden Jahrhunderten in Deutschland auftretenden Flecktyphusepidemien wird oft der Ausdruck „ohne Sterbedrüsen“ gebraucht (Hirsch, Handbuch, Bd. I, p. 385).

Es waren die roten Flecken in der Haut, die schon bei dem ältesten Auftreten dieser Seuche beobachtet worden sind. Als im Jahre 1083 im Kloster La Cara, unweit von Salerno, eine Seuche ausgebrochen war, wurde in der Beschreibung das Fieber mit „peticulis et parotibus“ näher beschrieben (Hirsch, Handbuch, Bd. I, p. 385). In Spanien ist im 15. Jahrhundert der Name „Pintas“ aufgekomen, was Fleckfieber bedeutet. „Pinta“ ist der Flecken, das Mal auf der Haut, von einer Wunde, einem Schlag entstanden. Fracastoro, der die Seuchen in Italien der Jahre 1505—1508 beschrieb, bezeichnet das Fleckfieber mit dem Namen „lenticulae, puncticalae“ oder „petinulae“. In Deutschland ist die Bezeichnung „Febris puncticularis“ durch Vochs und Kepser eingeführt worden (Neuburger und Pagel, Bd. II, p. 776). Die roten, linsenförmigen Flecken haben immer bei der Namengebung der Krankheit eine große Rolle gespielt. Recht früh ist die vulgäre Bezeichnung „Hauptkrankheit“ oder „Hauptweh“ aufgekomen; sie ist zur charakteristischen Volksbenennung geworden (Neuburger und Pagel, Bd. II, p. 776). So wurde nach den Chroniken Kärnten und Krain im Jahre 1480 von einem hitzigen „Fieber und Hauptweh“ heimgesucht und 1502—1504 herrschten in Deutschland febres pestilentes mit „Hauptweh und Bluthusten“ (Hirsch, Handbuch, Bd. I, p. 386). Skreta führt im Untertitel die giftigen und hitzigen „Hauptweh“ an. Diese Bezeichnung findet sich auch im lateinischen Wort „Cephalalgia“. Als vornehmliches Verbreitungsgebiet, und lange Zeit sogar als direktes Ursprungs-

land des Fleckfiebers, war Ungarn berüchtigt. So wurde in der ersten größern Arbeit über die Lagersucht, verfaßt von Thomas Jordanus im Jahre 1566, zum ersten Male Ungarn als das Mutterland bezeichnet und der Seuche gab er den Namen „Morbus Hungaricus“. Der aus Ungarn stammende Samuel Spillnberger hatte für seine, in Basel 1597 verfaßte Dissertation diesen Titel übernommen. In der Folge sind die Bezeichnungen „Ungarisches Fieber“, „Ungarische Seuche“, „Ungarische Soldatenkrankheit“, „Lues Hungaricus“ oder andere, auf Ungarn sich beziehende Benennungen, recht häufig geworden.

Das Fleckfieber war vornehmlich eine Seuche der Kriegslager. So ist denn die Benennung „Lagersucht“ eine recht gute. Aber erst 1619 ist dieser Titel von Daniel Senert zum Vorschlage gebracht worden. Auf Seite 544 seines Buches „De morbo Hungarico“ schreibt er: „Ego, si nominis imponendi penes me esset potestas, eum Militarem vel Castrensem appellarem“. Der Tübinger Arzt Johann Adam Zapff hatte dann in seiner Dissertation diesen Namen Lagersucht wirklich im Titel aufgenommen, der lautet: „De morbo castrensi seu Hungarico.“ 1665 hat Christian Petri den Titel „De feбри militari seu morbo Hungarico“ gewählt und auch Skreta hat die Benennung „Lagersucht“ als Haupttitel für das Fleckfieber vorgezogen. So ist denn die neue Bezeichnung „Lagersucht“ recht bald verbreitet worden. Während im 17. Jahrhundert von 31 mir vorliegenden Zitaten über den Flecktyphus nur 5 die Bezeichnung „Lagersucht“ oder „morbus castrensis“ tragen, war die Zahl im 18. Jahrhundert unter nur 20 Titeln auf 7 gestiegen. Mit voller Begründung konnte Györy schreiben, daß die Seuche als Ebenbild des Krieges genannt wurde, weil in den Türkenkriegen viel mehr an derselben zu Grunde gingen als wegen der Feinde.

In den Untertiteln für das Fleckfieber tritt häufig das Wort „Bräune“ auf. Auch Skreta schildert einen Krankheitszustand, den er „braeune“ nennt; Seite 279 steht zu lesen: „So die braeune gar zu heftig überhand genommen, dass der mund ganz trocken, die zunge spör, aufge-

spalten und schwarz, oder mit einer grauen Haut überzogen, und der Schlund bis in den Magen wund, aufgespalten und brennend ist“. Bei der „Bräune“ handelt es sich also in erster Linie um eine Affektion der Mundhöhle, einschließlich der Zunge. Erhöhte Temperatur führt zu Trockenheit und Spaltungen der erkrankten Gewebe.

Das Wort „Bräune“ scheint relativ jungen Datums zu sein. Höfler gibt eine Zusammenstellung für die verschiedenen, mit diesem Wort bezeichneten Begriffe (Höfler, Krankheitsnamen-Buch, p. 65). Nach seinen Angaben wäre erst 1492 das Wort „prewin“ als Krankheitsbezeichnung zu belegen. 1536 hat Paracelsus den Namen „preune“ für Pestilenz im allgemeinen gebraucht. Aber 1560 wird „breune“ gleich bedeutend mit Angina. Das Wort wird von Paracelsus mit Brand gleich gesetzt, so für Wildfeuer (St. Antoniusfeuer). 1542 ist bei einer Schilderung der ansteckenden ungarischen Krankheit die Bezeichnung „pestartige Bräune“ verwendet worden. Ende des 17. Jahrhunderts wird der bräunliche Zungenschorf bei typhösen Krankheiten allgemein als „Bräune“ benannt, wie aus der „Vollständigen Haus- und Landbibliothek v. Mähren“ zu ersehen ist (Höfler, Literaturnachweise im Krankheitsnamen - Buch). Auch in unserm Land hat das Wort „Bräune“ sich recht früh gerade für das Fleckfieber eingebürgert. In einer anonymen Chronik der Mailänderkriege wird berichtet: Anno 1517 kam zu Basel eine Krankheit, die „brüny“ genannt (Basler Chroniken VI, p. 83). Der Chronist Johann Groß hat in seiner Basler Chronik das Wort „Brüne“ ebenfalls übernommen (p. 146). Auch zu Ende des 16. Jahrhunderts wird in Graubünden von der „Breune“ berichtet, die neben der Pest viele Leute dahinraffte (Hemmi, Beiträge, p. 25).

Über die Herkunft des Wortes „Bräune“, das auch „Breune“, „brüny“, „brünny“, „preune“ geschrieben worden ist, blieb man lange im Unklaren. Nach Felix Platter hätte die braunrote Farbe der Zunge den Anlaß zu diesem Namen gegeben. Er würde also von „braun“ herzuleiten sein. Andere haben das Wort Bräune mit dem lateinischen

„pruna“ in Beziehung gebracht, das glühende Kohle bedeutet (Heyne, Wörterbuch I, p. 482). Für einen andern Begriff des Wortes „Bräune“ möchte ich noch einen Beleg aus dem Buche des Wundarztes Felix Würtz anführen. Nach ihm kann man von „Bräune“ im Hals und von „Bräune“ an der Wunde sprechen. „Wann ein Mensch die Bräune an der Wunde hat, so wird sie gemeinlich auch im Hals gespürt“ und umgekehrt (Würtz, Wund-Artzney, p. 570). Die Bezeichnung „Bräune“ als Halsaffektion ist nach Würtz auf die Wundbräune übertragen worden, „dieweil sie sich etlicher maßen mit der Bräune im Hals vergleichen läßt“. Schon Paracelsus habe von Bräune der Wunde geschrieben, wobei man gleichsam sie als eine Haut oder Belz haben können darvon ziehen. Nicht anders, als wie man bisweilen einem, welchen die Bräune im Hals heftig hat verbrennt, eine Haut von der Zunge ziehen kann. Würtz bezweifelt dies allerdings mit dem Hinweis, daß ein solcher Mensch vorher sterben oder doch das Glied verlieren werde (pag. 567). Würtz spricht von „Bräune“, wenn eine Wunde zur rechten Zeit nicht erschweren will, sondern ganz trocken und ohne Eiter bleibt (p. 568). Auf solche Bräune folge dann gerne der Brand (p. 449). Theodor Zwinger II setzt „prunella“ oder „brunella“ gleichwertig mit *ardor palati, inflammatio et ariditas faucium ac linguae* (Burckhardt, Demographie, p. 49). Im „Sichern und geschwinden Arzt“ von Zwinger steht unter Bräune im Hals (Faucium Ardor): „ist eine Entzündung, Geschwulst und Tröckne der Zunge und Rachen“ (p. 342). Th. Zwinger hat das Wort „Bräune“ wohl für die Halsaffektion, aber nie als Gesamtbezeichnung für die Lagersucht gebraucht. Diese Seuche nannte er „Fleckfieber“, „Hauptweh“, „Hungarische Krankheit“ oder „Febris Maligna“, „Lues Hungarica, Pestilentialis“, „Febris Petechialis“. Nach Sudhoff (Hoops, Reallexikon, p. 311) ist unter „Bräune“ die Halsbräune verstanden worden. Für Mandelschwellung wäre dagegen das mit. Wort „pruna“, „prunella“ gebraucht worden.

Ungenügende sanitäre Verhältnisse hatten die Lagersucht, diese „Kriegspest“ schon im 16. Jahrhundert auf Gefängnisse übergreifen lassen. Es entstand das „Gaol fever“,

das „Kerkerfieber“. Das nahe Zusammenwohnen und die Unsauberkeit hatte dem Fleckfieber auch auf den Schiffen Nahrung gegeben und so entstand die Bezeichnung „Schiffsfieber“.

In der Schweiz ist im 18. und 19. Jahrhundert die Bezeichnung „Faul- und Nervenfieber“ recht häufig geworden. Und sicherlich hat sich unter diesem Namen, vielleicht neben andern fieberhaften Seuchen, auch die Lagersucht verborgen. Das „Faulfieber“ wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Solothurn, und „Faul- und Nervenfieber“ zur gleichen Zeit in Graubünden genannt (Kottmann, Medizinalwesen, p. 23, und Lorenz, Skizzen). Man liest aber auch die Benennung „Seitenstich“ und „böartige Pneumonie“. Beide Krankheiten hat Lorenz mit „Petechial Typhus“, also „Flecktyphus“ identifiziert.

In den verheerenden Kriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts war die Bezeichnung „Typhus“ aufgekommen. Aber der Name „Typhus exanthematicus“ ist erst neuern Datums.

Schon diese vielartigen Bezeichnungen für den Flecktyphus, den Typhus exanthematicus, zeugen eindringlich von den großen Verheerungen dieser Seuche; sie beweisen, wie vielgestaltig die Schäden im menschlichen Körper sind; wie Not und Elend, Hunger und Unsauberkeit zu ansteckenden Fiebern führten, die in Kriegslagern, aber auch in Gefängnissen, über Städte, ja über ganze Länder sich ausbreiteten. Auch der nach den Zeiten wechselnde Name sagt aus, wie im Laufe der Jahrhunderte mit dem Weiterschreiten dieser Geißel der Menschheit, von den weiten Gefilden der untern Donauebene nach Westen, aus dem ungarischen Fieber eine allgemein gefürchtete Soldaten- und Lagersucht geworden ist.

Symptome der Lagersucht.

Schon durch den Titel, den Heinrich Skreta seinem Buche über die Lagersucht voransetzte, weist er darauf hin, daß die Krankheit in verschiedenen Organen sich ein-

nistet. Es sind das Haupt, die Brust, der Magen und die Gedärme, die befallen werden können; er führt daher die Beschwerden dieser Körperteile im Untertitel besonders an. Auch weist er darauf hin, daß die Symptome nicht bei allen Menschen immer die gleichen sind.

Skreta nennt die Schwachheit in den Gliedern, überhaupt den großen Kräfteverlust, als besonders auffallendes Merkmal.

Die rasche Abnahme der Körperkräfte wird schon von den Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts als charakteristisches Symptom des Fleckfiebers erwähnt. Pollio weist auf die große Wucht hin, mit der die Kranken befallen werden und hält es für ein gutes Zeichen, wenn sie dabei die Kräfte nicht sofort verlieren. Auch den spätern Autoren, wie Roth und Zapff, galt das schnelle Schwinden der Kräfte als ein untrügliches Zeichen für die Lagersucht und der letztere hat diesen plötzlichen Verlust als einen Beweis dafür bezeichnet, daß zuerst das Herz affiziert werde.

Zu dieser Schwachheit des Leibes gesellen sich grausame Schmerzen im Rücken, im Kreuz, in der rechten Seite und in allen Gliedern, sodaß die Kranken weder Arme noch Füße regen können. Sie bekommen Krämpfe, als ob sie die fahrende Gliedersucht hätten, schreibt Skreta (p. 133).*) Von solchen Schmerzen in den verschiedenen Körperteilen wußten auch die alten Autoren zu berichten. Nach Jordanus liegen sie in den Weichen und den Seiten, und sind als Zeichen für einen schlechten Ausgang zu halten.

Die modernen Untersuchungen werten diese, für die Lagersucht erwähnten Symptome, d. h. das schnelle Ansteigen der Temperatur, die schon am 2. Tag bis zu 40,5° reichen kann, den hohen Grad des Kräfteverlustes und die heftigen, reißenden Gliederschmerzen, ebenfalls als wertvolles Charakteristikum.

*) Ich zitiere aus beiden deutschen Auflagen Skretas. Den spärlichern Zitaten aus der I. Auflage (1676) setze ich I. vor. Die Zitate der II. Auflage, (1685) bestehen nur aus der Seitenzahl mit vorgesetztem p.

Skreta verlegt den Sitz der Krankheit in den M a g e n. Als Symptom nennt er Magendrücken, Erbrechen, Ekel vor Speisen. Aber auch die kleinen und großen G e d ä r m e sind in Mitleidenschaft gezogen, sodaß der Kranke an heftigem Bauchgrimmen leidet. Entweder kommt es zu Durchbrüchen, die geschwind und scharf sind, oder es treten Aufblähungen des Leibes mit Verstopfungen auf. Als gefährlich nennt er die gelben und grünen Stühle; sie sollen von einer gallechten und faulen Fettansammlung des Magens herkommen. Auch das rot abgehende Blut hält er für ein Zeichen großer Gefahr.

Alle Autoren des 16. Jahrhunderts weisen auf die Magen- und Darmaffektionen hin. Nach Jordanus ziehen sich die Schmerzen vom Magen bis unter den Schwertknorpel, wo er immer eine Härte und Spannung konstatierte, die auf Druck sehr empfindlich ist. Pollio erwähnt Erbrechen von vielem Schleim mit reichlichem Harnabgang und die während der ersten zwei Tage vorkommende Diarrhoe. Auch die Kranken Spillnbergers klagten ebenfalls häufig über Krämpfe, die mit Gelbsucht und Kolik sich einstellten. Das Erbrechen ist nach ihm aber nicht als Symptom zu werten, da es auch bei andern Erkrankungen vorkommt. Diarrhoe hält er für günstiger als Obstipation. Ekel vor Speisen und Erbrechen bezeichnet er als verdächtige Zeichen. Ruland benennt diese Schmerzen in den Gedärmen als Darmkneifen. Düninflüssige Diarrhoen galten ihm als Vorboten eines raschen Todes. Auch Sennert, Roth und Zapff berichten von Magenschmerzen und Bauchkrämpfen; aber für letzteren sind die Magenerkrankungen nur als sekundäre Symptome zu werten.

Im 16. und noch anfangs des 17. Jahrhunderts galt die Diarrhoe als eines der charakteristischen Symptome für das Fleckfieber. Sie galt auch als Gradmesser für die Schwere der Seuche. Immer wieder wird auf die dunkle Farbe und den überaus durchdringenden Gestank der Fäkalien hingewiesen. Nicht nur das in Ungarn auftretende Fleckfieber hat solche Diarrhoen hervorgebracht, bei der im Jahre 1577 in Poitiers, Rochelle und Bordeaux grassie-

renden Lagersucht wird ebenfalls von schweren Durchfällen berichtet.

Griesinger hat 1860 bei seinen Beobachtungen über Fleckfieber im Zürcher Kantonsspital nur kurz andauernde und mäßige Diarrhoen beobachtet; Bauchschmerzen sind nie aufgetreten (Griesinger, Fleckfieber, p. 287) und auch nach Strümpell fehlen stärkere Darmerscheinungen meist ganz (Strümpell, Lehrbuch, Bd. I, p. 45). In den Darmerscheinungen hätte also die Lagersucht viel von der alten Stärke eingeübt.

Skreta schreibt, daß mit den Stühlen immer *W ü r m e r* abgehen. Auch dafür suchte er eine Erklärung. Nach seiner Meinung werden die Eier mit der Nahrung aufgenommen; so entstehen Spühlwürmer, die wie Nadelspitzen sich durch alle Gedärme ausbreiten. Er nennt sie Schnür- oder Bandelwürmer und Aglen, die das Aussehen von Kürbissamen haben. Es sind unentwickelte Mücken, die, weil ihnen die reine Luft fehlt, sich nicht vollkommen aus den umgebenden Häutlein zu entwickeln vermögen und die deshalb ohne Flügel bleiben. Wegen der Feuchtigkeit und reichen Nahrung werden sie zu überaus großen Würmern oder kriechenden Eiern. Es sind also Mißgeburten, die in eine fremde Herberg geraten sind. Skreta verwirft die Meinung etlicher Mediziner, daß es sich um ein besonderes Geschlecht des kriechenden Ungeziefers handle und er glaubt, daß auch in einer verderbten Kuhmilch Darmwürmer sich zu bilden vermögen, wenn die Kuh Wasser gesoffen hat, worin sich Eierlein befanden. Nach Roth kommen nicht nur aus dem Mastdarm Würmer, wie Skreta anführt, sondern auch aus Mund und Nase.

Skreta beschreibt abwechselnde Hitzen und Fröste, die den Leib ohne sonderliche Schmerzen durchziehen; er hält sie als Folgen von Entzündungen des *P a n k r e a s*. Wird das *G e k r ö s* mitergriffen, so entstehen Schmerzen im Rücken, die sich bis zu den Schultern erstrecken. Auch Leber, Nieren und Milz können entzündet werden. Zapff hat Ikterus beobachtet. Als Zeichen dafür, daß die Milz miterkrankt ist, nennt Skreta die Schmerzen in jenen Fäl-

len, bei denen der Bauch von der Krankheit gar nicht angegriffen ist. Nach Griesinger und Strümpell ist besonders während der 1. Krankheitswoche die Milz immer stark geschwollen und gegen Druck empfindlich.

Für alle alten Autoren war die Harnschau maßgebend. Sie haben den Harn übelriechend, salzig, trüb, selten hell, meistens aber dunkelgefärbt gefunden. Spillnberger nennt den roten Sediment und Ruland erwähnt den salzigen Geschmack. Er verfißt die Meinung, daß die Uretren verstopft sind, wenn er dünn fließt. Dunkelgelber Urin soll auf Galle hinweisen. Roter Harn wird als eine Folge der großen Hitze bezeichnet. Ruland hat aus einer geringen Harnmenge geschlossen, daß ein längerer Krankheitsverlauf zu befürchten sei oder daß sich Eiterungen vorbereiten. Stark verfärbter Harn hält er als böses Zeichen. Skreta hat den Harn trübe gefunden, laugenfarbig oder gelblich, wobei Wölklein darin schwimmen. Er erwähnt den stark sauren Geruch, die geringe Menge und das Brennen beim Wasserlösen (p. 44). Er betont ausdrücklich, daß er bei Lagersucht niemals normalen Harn gefunden habe. Obschon Skreta, nach seiner Meinung, „lange genug in dieser Kotpfütze uns aufgehalten habe“, mahnt er jene, die in böartigen Fiebern glauben gesunden Urin gefunden zu haben, inskünftig den Harn bei solchen Krankheiten nicht nur über ein Eck und durch das Gitter anzuschauen, sondern auch dessen Gewicht, Geruch, Schärfe, Farbe, Dichte und die darin schwimmenden Dinge zu studieren. Auch sollte beobachtet werden, was auf einmal und was innert 24 Stunden gelöst werde (p. 132).

Auch Hoden und Eierstöcke werden von der Entzündung ergriffen, wobei, nach Skreta, die Hoden die Größe eines Kindskopfes erreichen können. Die Entzündung der Eierstöcke konstatierte er durch Handgriffe auf dem Bauch, seitlich und unterhalb des Nabels. Bei Uterusentzündungen sollen die Schmerzen bis zu den Nieren reichen.

Erkranken die Brustorgane, so ist ein sehr kurzer, bisweilen schwerer Atem und stätiges Husten die

Folge. Skreta hat auch Beobachtungen über Affektionen der Lungen gemacht. So schreibt er, daß bei alten und bestandenen Leuten ein gar kurzer Atem eine Schleimansammlung oder gar eine Entzündung der Lungen ankünde. Als besonders schlimm hält er das Brennen auf der Brust, mit lautem Ton bei tiefem und geschwindem Atmen. Dabei fand er die Brust hoch, den Bauch aber tief eingezogen. Große Engbrüstigkeit hält er für ein Zeichen, daß sich Wasser auf der Brust oder in den Lungen sammle. Auffallend sei das Gefühl der Engbrüstigkeit und die Furcht der Kranken, als ob sie ertrinken müßten. Oft werden die Seitenteile des Körpers von der Entzündung befallen, was sich, nach Skreta, in heftigem Seitenstechen bemerkbar macht, besonders wenn sich der Kranke gegen die Rippen legt. Auch klagen die Patienten über eine zentnerschwere Last, die ihnen die Brust bedrückt. Aus diesen Symptomen hat Skreta auf eine Brustwassersucht geschlossen. Bedeutsam scheint seine Angabe, daß an eine Eiteransammlung auf dem Zwerchfell zu denken sei (p. 36).

Pollio hat dem trockenen Husten, dem erschwerten Atmen und dem Druck auf der Brust, oberhalb des Herzens, große Bedeutung beigemessen. Auch Spillnberger und Roth schreiben von kaltem, übelriechendem Atem der Kranken.

Ein besonders böses Zeichen ist nach Skreta das Glucksen, das eintritt, wenn auf dem Zwerchfell und um den Magen Brandblasen sitzen.

Bei der Lagersucht sind die *Mundhöhle* und der *Oesophagus* samt der Luftröhre immer stark in Mitleidenschaft gezogen. Skreta gebraucht daher als Untertitel für die Lagersucht den Namen „Bräune oder Sot“. Er beschreibt den Mund als trocken; dabei fand er die Mundhöhle mit der Zunge und den größten Teil der Speiseröhre mit einer grauen oder schwarzen Haut überzogen. Auch Blatern konnte er an der gesamten Mundschleimhaut konstatieren. Die Zunge könne stark geschwollen und sogar gespalten sein. Dabei soll sie so groß werden, daß nicht mehr Raum genug im Munde ist, sie darin zu verwahren,

sondern es recken die Leute sie vor dem Mund hinaus, als wie die Hunde, schreibt Skreta (I., p. 7).

Wird aber auch der obere Teil der Luftröhre von der Entzündung mitergriffen, so sperren die Kranken den Mund angelweit auf, recken die von der Bräune gebratene und erhärtete Zunge heraus und wollen beständig frische, kühle Luft schnappen. Das Zäpfchen und die Mandeln können ebenfalls anschwellen. Skreta beschreibt unter der Zunge „Fröschlein“, mit schleimiger Flüssigkeit oder Eiter angefüllt. Bei solchen starken Affektionen fand Skreta den Hals immer angeschwollen.

Nach Jordanus wird schon in der ersten Nacht die Zunge russig und die Lippen werden trocken. Während Spillnberger nur die Trockenheit von Kehle und Schlund und die heiße Zunge erwähnt, berichtet Pollio, daß der Kranke wegen der aufgedunsenen schwarz-blutroten Zunge zum Schlucken unfähig werde. Ruland fand die Zunge von dunkler Farbe und auch Zapff schreibt, daß sie gespalten sein könne.

Skreta nennt die Lagersucht ein „hitziges Hauptweh“, wegen der heftigen und grausamen *K o p f s c h m e r z e n*, die beinahe immer vorhanden sind. Solche Kopfschmerzen entstehen, „wenn die Entzündung sich an der äußern Hirnhaut anheftet“ (p. 39). In diesem Zustand bringt der Kranke viel närrisches Zeug vor; auch entsteht Raserei oder Verzweiflung an sich selber. In der Raserei könne es vorkommen, daß der Kranke die Umstehenden erwürgen wolle, so daß oft 4—6 Männer den Tobenden kaum zu halten vermögen (p. 113). Skreta fordert, daß diese Patienten scharf bewacht werden.

Als Beleg für die Schwere der Erkrankung macht Skreta einige Angaben über Selbstverstümmelung im Delirium, die Erwähnung verdienen. Ich zitiere wörtlich, um auch von der Schreibweise des Autors hier ein Beispiel zu geben. „Wie ich dann etliche solcher beispile habe gesehen: da ainer sich in dem wahnmut selbstn zur aderlassen wollte, mit ainem messer in den bug dess arms, gleich als in eine rübe gegraben, und alle sehn-, schlag- und blutadern

dasselbst, wie auch hinder der faust überzwerch alles entzwei geschnitten; ain anderer hat mit hundert gabelstichen den hals ringsum tieff ferlezet, sich fom andern stokwerk in den hof gestürzet, und bei nächtlicher zeit in rauhen wintertagen daselbsten gar erfroren; noch ain anderer hat ihme selbst in der aberwiz den bauch mit ainem scharffen messer aufgewirket, das nez heraus gerissen, und die gedärme, welche er zimlich durchschnitten hatte, als ain unnützes ding underfangen heraus zu hasplen, und darüber dannoch etliche tage gelebet“ (p. 41).

Wer aber von „Verzweiflung oder andern abscheulichen Dingen redet oder gedenkt, kommt nicht bald davon“, schreibt Skreta; wer aber plötzlich verstummt, der ist dem Tode nahe.

Auch das Wandeln der vom Delirium ergriffenen Patienten nennt er ein tödliches Zeichen. Das Lachen mit gebrochener Stimme und verzerrtem Mund, sowie das bebende und kindische Reden sei immer ein Merkmal großer Gefahr. Das Gedächtnis fand er erloschen auch für das, was vor einigen Stunden stattgefunden hat. Dabei sei das Gesicht der Kranken eingefallen, sehe allzu traurig, allzu dunkel und allzu stürmisch aus. Die Augen liegen tief, sind rinnend und unwendsam geworden. Die Nase werde spitz und kalt und gebe übelriechenden Atem zurück, der „wie verdorbener Sauerteig rieche“; nicht selten stehen ihnen vor Schrecken die Haare zu Berg. Zugleich treten im Gesicht, an Händen und Füßen und sogar am ganzen Leib, Krämpfe auf. Im Ansteigen der Krankheit werden andere wiederum mit unaufhörlichem Wachen geplagt.

Die Entzündung der Hirnhaut kann sich nach Skreta so sehr ausbreiten, daß fast kein Blut mehr durch das Gehirn getrieben werde, wodurch die gefährliche Schlagsucht entsteht. Die darin Verfallenen könne man kaum aufwecken; das Haupt sei wie Holz anzugreifen und die Augenlider seien nicht aufzubringen (p. 133). So nehme Verstand und Gedächtnis, aber auch Gesicht und Gehör ab und der Geruch und Geschmack seien verändert.

Als Folgen der Schlafsucht, die besonders zu Beginn der Krankheit gefährlich ist, nennt Skreta auch die Lähmungen der einen oder andern Seite und die Unempfindlichkeit der Augen. So hat er konstatiert, daß bei Licht einfall der Stern des Auges sich nicht zusammenzieht, sondern unbeweglich und offen bleibt, „welches ein gewisses Zeichen, daß diese Seite schon erstorben sei“ (p. 40).

Auch Jordanus hat eine gute Schilderung der Gehirnaffektionen gegeben. Am 2. oder 3. Tag treten Delirien auf, wobei in unzusammenhängenden Reden gesprochen wird. Nach Pollio und Spillnberger sind bei Lagersucht immer Kopfschmerzen vorhanden, die entweder zu Schlaflosigkeit mit Delirien, zu schweren Träumen oder gar zum Koma führen. Nach Ruland tritt Schlaflosigkeit oder tiefer Schlaf mit Ohnmachten und Bewußtseinlosigkeit ein. Senert weist darauf hin, daß die Lagersucht wegen der Kopfschmerzen auch Hauptweh oder Hauptkrankheit genannt werde. Er führt an, daß er wohl im Gehirn der Schafe Würmer gefunden habe, aber nie im Gehirn der Menschen. Damit antwortet er auf eine Angabe von Schenck, der als Ursache dieser Schmerzen Ungeziefer wollte gefunden haben. Auch Roth hat geschrieben, daß aus Mund und Nase Würmer austreten, die er *Vermis cerebri*, Gehirnwürmer, nennt. Roth ist der erschrockene, ängstliche Gesichtsausdruck der Kranken aufgefallen, der Kopfschmerzen ver raten soll. Zapff hat am Auge Beobachtungen machen können, die Erwähnung verdienen: er schreibt vom Mangel des Spiegelbildes in der Pupille, was er als Zeichen großer Gefahr gedeutet hat; auch erwähnt er das gebrochene Auge der Kranken. Im Zusammenhang mit der Erkrankung des Gehirns sind nach Pollio die Rötung der Augen, die Dehnung der Nasenflügel und nach Ruland das Zittern, das Zähneknirschen und die Krämpfe anzusehen, die immer mit steigendem Fieber eintreten. Verdrehen der Augen und Augenlider, sodaß nur das Weiße zum Vorschein kommt, sind als schlechte Zeichen zu werten. Die Symptome für das, was wir heute als „Fleckfiebergesicht“

bezeichnen, sind also schon von diesen Autoren erkannt worden.

Verschiedene Autoren erwähnen noch die Schwerhörigkeit oder das Ohrenklingen als Folge der Hirnerkrankungen. Nach Ruland gehört die Schwerhörigkeit, neben dem Ausschlag, sogar zu den charakteristischen Erscheinungen dieser Seuche. Interessant ist es zu erwähnen, daß seit Jordanus von verschiedenen Ärzten die Schwerhörigkeit als ein Zeichen der Genesung gehalten worden ist. So erwähnt Pollio die Materie, die sich hinter das Ohr lagert und Ruland bezeichnet die Taubheit, die im Verlauf der Krankheit auftritt, als ein gutes Zeichen, weil sich in diesen Fällen die *Materia morbifica* hinter dem Ohr in einem Geschwulst zusammenziehe und so entleert werde. Schon Jordanus hatte die Theorie verfochten, daß Geschwulste bei der Ohrmuschel Krankheitsstoffe ansammeln und daß sie daher als ein günstiges Zeichen zu werten sind. Aber jene Abszesse, die sich wieder zurückbilden, hat Zapff als tödlich genannt.

Nicht nur innerlich zeigt sich die Lagersucht, sondern auch äußerlich. Es entstehen nicht nur im Magen, in den Gedärmen, in den Lungen und andern Organen **F l e c k e n** und **B l a t e r n**, sie haben ihren Sitz auch in der äußern Haut, wo „sich ein wahres Rotlaufen erzeugt“. Oder aber es entstehen „am Leib da und dort, hin und wieder rote und fiolbraune oder schwarze Masen und Flecken, den Flohstichen nicht unähnlich“. Diese, den Blatern der Kinderpocken ähnlichen Flecken können zu Brandblatern oder gar zu Brandbeulen sich entwickeln, wobei auch geschwollene Ohren- und Backendrüsen zusammen mit den Mundblatern beobachtet werden (I., p. 10 u. 11, II., p. 43 u. 44). Die kleinen, bei Kinderpocken vorkommenden Flecken setzen sich besonders auf der Brust, auf dem Rücken, im Mund und an der Zunge an. Seltener sind die Brandblatern; ebenfalls selten sind nach Skreta die Geschwulste unter den Armen, zwischen den Füßen und hinter den Ohren (p. 135). Skreta hält die dunkelfarbigen Flecken für Zeichen großer Gefahr. Als böses Zeichen nennt er es, wenn sie zu früh

oder zu spät hervorbrechen: erscheinen sie am 7. Tag, so ist es gut.

Alle Ärzte, welchen wir eine Beschreibung der Lagersucht verdanken, haben diese flohstichähnlichen Flecken erwähnt. Schon die Autoren des 16. Jahrhunderts haben gerade diesem Symptom großen Wert für die Diagnose dieser Krankheit beigemessen. Fracastoro beschreibt einen roten, flohstichähnlichen Ausschlag. Jordanus berichtet, daß er am ganzen Körper, aber meistens am Rumpf, rückwärts in der Gegend der Wirbelsäule, auf den Schulterblättern und an den Armen zu erscheinen pflege. Bei den Sterbenden werden die Flecken schwarz. Auch für Spillnberger waren sie ein untrügliches Zeichen. Er fand sie sogar an den Unterschenkeln. Er hat in diesen Flecken ein diagnostisches Symptom erkannt, da sie bei andern Krankheiten nicht vorkommen und daher die Lagersucht von den übrigen bösartigen Fiebern unterscheiden. Sie können nach seinen Beobachtungen sofort oder erst später in Erscheinung treten, ja häufig erst in der Agonie hervorbrechen und so galten sie ihm als untrügliches Zeichen des Lagerfiebers. Ein Zurücktreten dieser Flecken bei Abkühlung der Extremitäten wertete er als ein Zeichen des Todes; weniger gefährlich seien sie aber, wenn sie zwischen dem 4. und 5. Tag mit roter Farbe zum Ausbruch kommen. Auch Pollio hielt einen leichten, während der ersten 2 Tagen rasch erscheinenden Ausschlag als kein schlimmes Zeichen, sofern die Kranken nicht schnell außer Kräfte kommen.

Die Flecken waren als diagnostisches Merkmal für einzelne Autoren so wichtig, daß sie gar zur Namengebung beigezogen worden sind. Schon die Italiener hatten von einem „*Febris lenticularis*“ geschrieben und Oberndörfer gab die Bezeichnung „*Febris maligna cum maculis rubeis*“.

Auf das spanische Wort „*Pintas*“ habe ich schon im vorigen Abschnitt hingewiesen. Auch die Farbe der Flecken ist ein gutes Zeichen für den Grad der Erkrankung. Ruland fand die schwarz- und blaufarbigen als hochgradig gefährlich. Oberndörfer hat noch beobachtet, daß mit dem Erscheinen derselben der Puls schwächer wird. Wenn sie im

Gesicht oder auf der Brust erscheinen, sei es ein Zeichen von besonderer Schwere der Krankheit. Er hat diese Ausschläge als ein pathognomisches Zeichen gewertet. Roth erkannte, daß die Flecken, welche vor dem Ablassen des Fiebers wieder zurückgehen, ein sehr schlechtes Symptom seien: bricht aber das Exanthem an einem kritischen Tage aus, so verschafft dieser Vorgang dem Kranken eine Erleichterung, da der Krankheitsstoff sich nicht nach innen zieht.

Alle Autoren, bis auf Sennert (1619), hatten den Ausschlag als eine von der Krankheit nicht zu trennende Erscheinung gehalten: er galt als pathognostisches Zeichen, wenn auch nicht alle Autoren immer die Flecken beobachtet hatten. Schon Pollio berichtet, daß sie fehlen können. Aber Sennert hat das Vorkommen der Flecken als unwesentlich genannt: sie können „manchmal vorkommen“, schreibt er. Als Professor hatte er besonders auf seine Schüler einen großen Einfluß ausgeübt, sodaß man eine antipetechiale Schule unterscheiden kann. Zapff hat sich dieser Meinung angeschlossen und nach Facetius sollen sogar die Flecken „am häufigsten fehlen“. Sennert hat daher die Fälle, bei denen das Exanthem deutlich sichtbar in Erscheinung tritt, als „Febris petechialis“ bezeichnet; auch Zapff ist ihm darin gefolgt. Skreta schreibt im Titel seines Buches über die Lagersucht, daß diese Seuche „mit und ohne Flecken vorkomme“. Also auch er möchte das Fehlen des Exanthems nicht bestreiten.

T. v. Györy hat eine gute Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über das Erscheinen der Flecken gegeben und hat eine dreifache Antwort aufgestellt. 1. Das Exanthem kann fehlen, wenn es sich um eine schlechte Diagnose, wenn es sich um Katarrh des Magen-Darmtraktus gehandelt hat. Bei epidemischem Auftreten ist diese Krankheit als Morbus Hungaricus ohne Exanthem bezeichnet worden. 2. Die Flecken werden in schweren Fällen nicht beobachtet, wenn der Befallene schon am 2. oder 3. Krankheitstag stirbt, ehe sich der Ausschlag hat bilden können. 3. In seltenen Fällen sind solche Flecken wirklich ausge-

blieben, wie Angaben von Lebert, Griesinger und Strümpell dartun. Auch wäre es nach Györy möglich, daß der Ausschlag nur kurze Zeit vorhanden und aus diesem Grunde der Beobachtung entgangen ist (Györy, p. 117).

Skreta legt Wert auf die Erkenntnis der Drüsen-erkrankungen. Schon Jordanus hat Parotidenschwulste beobachtet, die in Eiterung übergehen. Da solche Geschwulste Krankheitsstoffe in sich lagern, so sind sie als gute Vorzeichen gehalten worden.

Eine allen Autoren aufgefallene Begleiterscheinung der Lagersucht ist das hohe Fieber. Skreta hat ausführlich seine Anschauung über das Fieber überhaupt und seine Entstehung mitgeteilt. Als guter Beobachter hat er auch eine eigene Theorie verfochten.

Vorerst erwähnt er die Meinung verschiedener Autoren über das Fieber. Nach v. Helmont sind es die Lebensgeister, die, nach den Worten Skretas, durch „ihre traurigen, verdrießlichen und ungebührlichen Vorbildungen oder Eindrücke und Zerrüttungen“ die natürlichen Verrichtungen der Organe zum Abweichen bringen und andere, dem „menschlichen Wohlstand zuwiderlaufende Wirkungen verüben“ (p. 121).

Skreta schreibt, daß viele das Fieber aus dem Herzen entstehen lassen und annehmen, daß die im Herzen sich bildende Hitze sich durch das ganze Geblüt ausbreite, wodurch die „vielen Verrichtungen des Leibes verhindert und verletzt werden“. Diese Beschreibung des Fiebers hinke aber auf beiden Seiten, erklärt er. Und nach der Meinung anderer wäre das Fieber eine vermehrte und behend angetriebene Kreisbewegung des Geblütes oder es sei eine „große Aufwallung und hitziges Strudeln des Geblütes“. Alle diese Theorien verwirft Skreta; er stützt sich auf die Untersuchungen von Harvey, von Peyer, von Harder und andere. Dieses „hitziges Strudeln“ des Blutes sei gar nicht das Wesen des Fiebers, sondern es gehöre nur zu der Wirkung und Hervorbringung desselben. Als Ursache nennt er Kreislaufhemmungen aller Art, sei es in den Kapillaren oder den Drüsen oder Lymphgefäßen.

Die Fieber haben ihren Sitz, um Skretas anatomische Terminologie zu gebrauchen, in den verstopften „Mundlöchlein der Schlagadern und der kleinen Gänse-drülein in der Haut, den Ausspeiröhrlein und Wasseradern im Magen, Mürbfleisch (Pankreas), den Gedärmen und Gekrösen und andern Eingeweiden, die zu der Speiskochung und Nährsaftvollkommenheit dienen“. So werde das Blut in seinem Lauf gehemmt und es entstehen krampfartige Entzündungen. Das Ende sei Faulung des stockenden Blutes. Durch die Verstopfung der Eingeweide und anderer Teile des Leibes bilden sich Eiteransammlungen oder tiefgehende Geschwäre (p. 47). „Plötzliches Stillestehen und Aufhalten des Geblütes und seines wässerigen Teiles in ihm“ sind also fiebererzeugend. Nicht um andern seine Anschauungen aufzudrängen, will Skreta seine Theorie mitteilen, sondern um sie aufzumuntern, „die täglich vor ihrem Angesicht sich erzeigenden Erscheinungen und Wirkungen der Fieber desto genauer und fleißiger zu untersuchen“.

Skreta gibt an verschiedenen Orten seines Buches gute Beschreibungen der Fieberzustände. Er unterscheidet den fieberischen Frost, der als Vorläufer des Fiebers auftritt. Während dieses Frostes sind die Entzündungen noch nicht lokalisiert; erst später legen sie sich in den schwächsten Teil des Körpers. Sind die äußern Gänge verstopft, so sind es die innern Organe, in denen sich das Fieber festsetzt. Sogar der Inhalt von Magen und Darm wird beeinflußt, indem der sonst saure Inhalt in ein gallenbitteres Laugensalz umgewandelt wird. So entsteht der Ekel vor den Speisen, der bittere Mund und die Begierde nach saurer Nahrung. Der gallige Schleim erzeugt zudem Erbrechen.

Mit dem Auftreten von Fieber sei auch Schwitzen verbunden; aber oft gelinge es nicht, mit allen Mitteln Schweiß zu erzeugen (p. 129). Mit dem Fieber stellt sich immer große Mattigkeit und Lähmung der Glieder ein. Das Herz schlägt bald stark, bald schwach. Als böses Zeichen nennt Skreta das partielle Schwitzen nur am Kopf oder auf der Brust oder am Bauch; und gefährlich sei eine kalte Nase

bei warmem Schweiß. Aber heilsam nennt er es, wenn durch das Schwitzen die Kreisbewegung des Blutes geöffnet und aufgelöst wird. Wer fortwährend schwitzt, bei dem hört auch die Diarrhoe leichter auf. Und ohne Schwitzen gibt es keine Genesung, schreibt Skreta (p. 155), denn die Schlacken bleiben zurück und die Gifte können leichter Wurzel fassen. Die Verstopfung und Schließung der Schweißdrüsen sind nach ihm eine Ursache vieler Krankheiten.

Pollio hat den Schweiß übelriechend gefunden, wie ja überhaupt die körperlichen Ausscheidungen bei Lagersucht durch den durchdringenden und übelriechenden Gestank auffallen. Ruland wehrte dem übermäßigen Schwitzen als einem ungünstigen Zeichen. Als das Schlimmste nennt er den kalten Schweiß, der an Kopf, Gesicht und Hals hervorbricht. Ist er stark, so bedeutet er den Tod. Auch Zapff hat den kalten Schweiß erwähnt. Jordanus machte die Beobachtung, daß die Lagersucht mit Frost und Rieseln über die Haut beginne, worauf bald große Hitze folge. Spillnberger ist die unregelmäßige Transpiration aufgefallen. Pollio erwähnt die innere oder äußere Hitze und den Schüttelfrost mit roter oder bräunlicher Gänsehaut. Als böses Zeichen seien zu werten, wenn der Fieberkranke über Kälte klage, wenn der mit schwarzen Punkten betupfte Körper weiß und der Durst unstillbar werde. Auch für Ruland bildet das Fieber das Hauptsymptom. Nach seiner Beobachtung wird die Hitze so stark, daß es die tastende Hand nicht mehr aushalte. Interessant ist die Angabe von Oberndörfer, daß das anfängliche Fieber nicht übermäßig hoch sei; wenn man aber die Hand auf die Brust des Kranken lege, so könne man beobachten, wie die Hitze zunehme und immer unerträglicher und brennender werde. Schließlich empfinde der Patient ebenfalls eine solche Hitze, daß er aus dem Bett flüchte und ins kalte Wasser springe. Das übermäßige Schwitzen bezeichnet er daher als ein ungünstiges Zeichen. Aber das Schlimmste sei der kalte Schweiß, der an Kopf, Gesicht und Hals hervorbreche. Wenn er stark auftrete, müsse dies als ein Zeichen des Todes gehalten werden.

So haben beinahe alle Beobachter den anfänglichen Frost und das darauf folgende Fieber beobachtet und haben erkannt, daß spärlicher, kalter Schweiß tödlich ist, während mäßiges Schwitzen, besonders zu Anfang der Krankheit, als ein gutes Zeichen gewertet werden kann.

Eine Folge der Hitze ist der Durst, der nach den Berichten aller Autoren immer recht lästig ist. Jordanus beschreibt den unstillbaren Durst, der gleich von Anfang die von der Seuche Befallenen quält, sodaß sie zu den Wasserpfützen rannten und so lange leckten und schlürften, bis sie den Geist aufgaben (Györy, p. 25). Oft wird auch von einer großen Gier nach Wein berichtet; wer aber solchen trinkt, geht nach Jordanus zu Grunde.

Nach den modernen Lehrbüchern beginnt das Fleckfieber mit einem Schüttelfrost und mit rapidem Ansteigen der Temperatur. Schon am 1. oder 2. Tag steigt sie bis auf 40—40,5°. Dieser schwere Fieberzustand hält an, um dann zu Ende der Krankheit wiederum rasch abzuklingen; dieses Sinken der Temperatur hat nach Strümpell fast die Form einer Krise (Lehrbuch, Bd. I, p. 46).

Während das rasche Ansteigen der Temperatur schon seit Jahrhunderten beobachtet worden ist, ist die schnelle Beendigung des Höhestadiums beim Fleckfieber erst von den französischen Militärärzten des Krimkrieges konstatiert worden (Griesinger, Fleckfieber, I., p. 285).

Skreta hat den Herzschlag der Erkrankten bald stark, bald schwach gefunden. Er hat auch Stillstehen des Pulses beobachtet (p. 141), und schreibt von Herzblöden, die zu Ohnmachten führen.

Von den meisten Autoren wird das Herzklopfen als ein Zeichen dafür genannt, daß das Herz das Gift auszuscheiden bestrebt sei. Sie haben den Puls beschleunigt und unregelmäßig gefunden, dabei zuweilen aussetzend und fadenförmig. Oberndörfer hat auch ein Zusammentreffen von Fleckenbildung und schwachem Puls konstatiert. Heute weiß man, daß es anatomische Läsionen der kleinsten Herzarterien sind, die eine rapide Verschlechterung des anfangs

normal gespannten, etwas frequentierten Pulses verursachen (Strümpell, Lehrbuch, Bd. I, p. 45).

Von den Blutungen wird in erster Linie das Nasenbluten erwähnt. Als böses Zeichen hat Skreta das Nasenbluten in den geraden Tagen gehalten, das aber gleich wieder nachläßt. Tritt es gegen Ende der Krankheit auf und kann es nach 5—6 Stunden wieder gestillt werden, so ist es gut, sogar dann, wenn der Kranke totschwach wird. Auch nach Zapff ist das Nasenbluten an einem kritischen Tag als heilsames Zeichen zu werten.

Hämorrhoiden sollen sich bei abnehmender Krankheit öffnen, berichtet Skreta.

Als recht gefährlich hat Skreta die Menstruation während zunehmender Krankheit bezeichnet; erscheint sie zu ungewohnter Zeit, so ist sie gar tödlich. Auch Ruland bezeichnet die profusen Menses während des Krankheitsverlaufes vor dem 7. Tag als bedenklich. Nur bei abnehmender Krankheit, sofern sie zur gewohnten Zeit in Erscheinung treten, bieten sie keine Gefahr.

Skreta berichtet ausführlich über die s o n d e r b a r e L a g e, die viele Kranke einzunehmen pflegen. Sie werfen sich im Bett hin und her, haben den einen Fuß auf dieser, den andern auf jener Seite verkrümmt. Oder sie liegen auf dem Rücken, wobei sie die Knie weit ausstrecken, die Fersen aber hinauf gegen den Rücken ziehen, gleich den Fröschen, die springen wollen (p. 149).

Ruland hält es als ein schlimmes Zeichen, wenn die Kranken Hände und Füße auseinander spreizen oder wenn sie sich aufs Gesicht legen, ihre kalten Füße abdecken und so in unbequemer und unebenmäßiger Lage verharren. Auch nach ihm ist das Herumwerfen im Bett ein schlechtes Symptom.

Anhaltende Starre während des Fiebers oder an Paralysis agitans erinnerndes Zittern sind Merkmale, mit denen auch die heutigen Kenner der Lagersucht vertraut sind.

Skreta hat dem G a n g r ä n an Füßen und Händen und andern Orten seine Beobachtung geschenkt. Er beschreibt den Beginn als Ameisenwimseln in den Extremi-

täten. Schon Jordanus hat die schwarzen Tuberkeln am Fuß als den Anfang von Brand bezeichnet und hat sogar Amputation empfohlen. Diese granulösen Prozesse hatten die spätern Beobachter bewogen, die Lagersucht als „Faulfieber“ zu benennen. Dieser Prozeß beginnt unter heftigen Schmerzen, gewöhnlich kurz nach der Entfieberung (Strümpell, Lehrbuch, Bd. I, p. 47).

Die alten Kenner der Lagersucht hatten schon die Erfahrung gemacht, daß die Seuche erst bei E r s c h ö p f u n g d e s K ö r p e r s mit ihrer ganzen Kraft wütet. Hunger und Nöte, die Begleiterscheinungen der Kriege, haben daher den Boden zur Verbreitung des Fleckfiebers vorbereitet.

Schon vor Skreta haben die Autoren der K r i s e ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Nach Sennert zeigt sie sich im Nasenbluten und Erbrechen, in der Diarrhoe und im Schwitzen. Je akuter nun das Leiden auftritt, um so rascher trete auch die Krise auf, berichtet Zapff. Dies könne frühestens am 4. Tag geschehen. Skreta hat die Krisensymptome nach ihrer Wertigkeit angeführt. Ich beginne die Aufzählung mit jenen Erscheinungen, die er als gute bezeichnet hat. An erster Linie steht der Schweißausbruch, dann folgt Erbrechen, reichliches Schleimlösen, Nasenbluten, Diarrhoe und die Entleerung der Sekrete aus den geschwellenen Drüsen und das nicht zu lange dauernde Nasenbluten. Die tödlichen Erscheinungen sind nach Skreta: Menstruation zu Beginn der Krankheit, partielles Schwitzen am Kopf oder wenn der Schweiß warm und die Nase kalt bleibt. Jede zufällige Änderung hat er für weniger besorgniserregend gehalten, wenn sie sich an einem unpaaren Tage zeigt.

Schon den frühern Beobachtern war es aufgefallen, daß sich die Symptome der Lagersucht je nach den L ä n d e r n , in denen sie auftritt, ändern. Während sie unter den Ausländern in Ungarn ganz besonders heftig wütete, büßte sie häufig an Intensität ein, je weiter sie sich vom Ursprungsland Ungarn zeigte. Györy glaubt zu dem Schluß berechtigt, daß in den ersten Jahrzehnten des Auftretens der Lagersucht in Ungarn die Diarrhoe als ein wichtiges

Zeichen zu werten war; aber je weiter sich die Epidemie von diesem Lande entfernte, um so mehr verlor dieses Symptom an charakteristischer Bedeutung: die Kranken sind im Gegenteil viel eher von Obstipation geplagt worden. Wenn Diarrhoe als Zeichen besonderer Schwere der Krankheit zu werten ist, so wäre die Annahme berechtigt, daß die Lagersucht im Laufe der Zeiten und in größerer Entfernung von ihrem Ursprungsland Ungarn mildere Formen angenommen hat. Der Genius epidemicus dieser Krankheit hätte also mit den Jahrhunderten an Bösartigkeit eingeübt (Györy, p. 119). Wenn somit die Seuche, die den Menschen im eigenen Heim angriff, sich als weniger gefährlich gezeigt hat, so sind es vielleicht die gewohnte Lebensweise, die normalen Lebensverhältnisse, wie sie eben zu Hause möglich sind, die wichtigsten Ursachen für den weniger bösartigen Verlauf der Krankheit. Ist diese Annahme richtig, so würde sie auch erklären, daß in Ungarn nicht die Einheimischen, sondern eben die Fremden zu Opfern der Seuche wurden.

Wohl beweist die hohe Sterblichkeitsziffer, daß Ungarn wirklich als der Friedhof der Deutschen genannt werden konnte, wie Coberus schreibt, während aber die Ungarn selber seltener und nur mit geringer Intensität erkrankten. Auch nach Roth hatte die Lagersucht am heftigsten jene Fremden ergriffen, die die Grenzen Ungarns überschritten hatten. Aber nicht nur in Ungarn haben die deutschen Völker stark gelitten; die Lagersucht hat auch im eigenen Land verheerend gewirkt. 1594 hatte sie ganze Dörfer der Pfalz und Bayerns heimgesucht, denn sie verursachte eine entsetzliche Sterblichkeit, wie Oberndörfer zu berichten weiß. Nach Spillnberger ist der Tod häufiger als Genesung und Sennert schreibt, daß die meisten Menschen, die von der Lagersucht befallen werden, daran sterben. Wo sie auftritt, berichtet Ruland, befällt sie sämtliche Häuser, verschont weder Weiber, Männer noch Kinder. Immer tötet sie schon in kurzer Zeit. Auch Zapff erwähnt, daß gewöhnlich innert 14 Tagen alles entschieden sei; aber es gebe Fälle, in denen sich die

Seuche bis zum 40. Tag hinziehe. Dies sind Beobachtungen über die in deutschen Landen wütende Lagersucht.

Ursachen der Lagersucht.

Heinrich Skreta unterscheidet äußere und innere Ursachen. Zu den äußern gehört in erster Linie die Luft, „das leicht bewegliche, himmlische Zeug, das in jedem Raum des Erdreichs, in alle Durchgänge und Löchlein eindringt“. Die Luft gibt dem Menschen durch die Lungen und durch das Geblüt mit jedem Atem neue Kraft, denn in ihr sind die verborgenen Speisen des Lebens enthalten. So ist es erklärlich, daß verdorbene Luft die Gesundheit des Menschen schwächt (p. 70). Er zitiert Hippokrates und versucht nach Alexander Sethon zu beweisen, daß der Mensch von der Luft lebt; es ist der salzige Weltgeist, der die Luft wohl durchschwängert. Dieser „sichtbare Geist, so er zusammengeronnen besser ist als die ganze Welt“, ist gleichsam gebunden an die Luft, welche wir zu Nacht Tau, bei Tag aber dünn gemachtes Wasser nennen. Diese Luft wird durch mannigfaltige Beimischung vergiftet. Es sind giftige und fremde Dämpfe, die durch Menschen und Vieh verursacht werden, die „Stinkungen und Fäulnis der Luft“. Dazu rechnet Skreta die feuchte, neblichte und stinkende Luft in den Häusern und engen Gassen; er warnt vor den schimmligen Zimmern, die besonders gefährlich sind. Es gibt aber auch giftige Ausdünstungen der Erde, die von Erdbeben, von unterirdischen Feuern, von Entzündungen der Schwefelgebirge herkommen. Auch aus Herdhöhlen und Schächten können schlechte Lüfte aufsteigen.

Schon die ältern Autoren haben die Lagersucht-Infektion der Luft zugeschrieben. Fracastoro hält die faulige Beschaffenheit derselben sogar als die Ursache des Exanthems. Spillnberger hat auf die verdorbene Luft, die als Ausdünstung von Höhlen, Wässern und Anhäufungen von Militär entstammt, hingewiesen. Auch Sennert, Roth, Zapff, Coberus und andere haben die Sümpfe, welche die Luft verderben, aber auch die vielen Kriege, als Ursache der schlechten Luft angeklagt. Da viele Leichen unbeerdigt

oder ungenügend zugedeckt blieben, hat Coberus im Friedhof von Esztergom im Jahre 1598 große Zahl von Würmern und Insekten und viele Läuse daraus entstehen sehen.

Nach andern Schriftstellern empfängt aber die Luft die giftigen Stoffe auch aus überirdischen Zonen: es sind die unheilbringenden Kometen, die an der Verseuchung derselben eine große Rolle spielen. Nach Zapff ist es die Luft, die die Seuche auf Distanz zu verbreiten vermag, wenn das Miasma durch sie vermittelt wird. Sie kann das Gift aber auch von Person zu Person übertragen, wie schon früher Ruland behauptete, und Skreta schreibt, daß der Ansteckungsstoff durch den Atem, aber auch durch den Schweiß in den Leib eingesogen werde.

Skreta war von der großen Gefahr direkter Ansteckung der Lagersucht überzeugt. Er fordert daher peinlichste Reinlichkeit. Er hat wohl selber erfahren, wie Kleider und Bettzeug einen großen Anteil an der Verbreitung der Seuche haben. Die Autoren vor Skreta haben diese Ansteckung als Erbsucht bezeichnet. Nach Fracastoro war es die Ansteckungsfähigkeit, welche die Seuche aus Italien nach andern Ländern hat verbreiten lassen. Auch Spillnberger hat die Weiterverbreitung der Lagersucht durch Berührung mit Leuten, die bereits den Krankheitskeim in sich herumtrugen, beobachtet. Roth glaubt von einem sehr wirksamen Contagium schreiben zu müssen und Zapff berichtet ebenfalls von unmittelbarer körperlicher Berührung als Ursache der Lagersucht und von Übertragung durch Kleidung und Bettzeug. Skreta hat seine Theorie von der großen Ansteckungsgefahr mit dem Hinweis zu begründen gesucht, daß die Krankheit schwer aus einem Haus gehe, bevor nicht alle Insassen ergriffen worden sind (p. 129).

Beinahe alle Autoren haben neben ganz gut beobachteten Ursachen auch die Religion zur Erklärung für die Verbreitung der Lagersucht herbeigezogen: sie bezeichnen die Seuche, gestützt auf die Bibel, als eine Strafe Gottes für begangene Sünden. Hexen und Dämonen haben nach Zapff die Kraft, dem Menschen das Fleckfieber

zu bringen. Diese Übertragung durch böse Geister geschehe aber nur mit Erlaubnis Gottes. Es sind die Sterne und Planeten, welche das Gift mit den Strahlen in die Luft senden, und dieses Gift erstarre jeden; es erzeuge die Lethargie und bewirke, daß schließlich alles verbrenne, lautet die Theorie von Conradinus (Györy, p. 30). Auch der unter Felix Platter in Basel studierende Spillnberger hat die Sünde und die Anzweiflung als die Ursache der Seuche bezeichnet. Ähnlich schrieben Pollio und Zapff. Nur Jordanus, der sein Buch schon 1566 vollendet hatte, wollte von solchen Einflüssen nichts wissen.

Skreta hat solche Anschauungen nicht direkt bekämpft; wohl bezweifelt er, ob von den Gestirnen, ob von den „Schwanz- und Bartsternen“ vergiftete Dünste ausgestrahlt werden (p. 78). Dem Geiste der Zeit entsprechend hat er eine religiöse Ursache an der Verbreitung der Seuche nicht geleugnet und hat die erzürnte göttliche Hoheit nicht ausgeschlossen. Er will sie stillschweigend gelten lassen (p. 123). Es sind menschliche Laster, wie überflüssiges Essen und Trinken, unzüchtiger Lebenswandel, aber auch Zorn und Rachgier und die über alles verderblichen und unnützen Kriege, die sehr wohl der Lagersucht Nahrung bieten können, sodaß sie als zeitliche Züchtigung aufgefaßt werden darf. Aber er will nicht „die Hand an einen fremden Pflug legen“, und den Nebenmenschen unvorsichtig richten. Er überläßt lieber das Urteil den dazu verordneten Lehrern der Gottesfurcht und den Zuchtmeistern der guten Sitten.

In diesen äußern Ursachen sind auch innere verborgen, von denen ich etliche erwähnen will.

Wenn Skreta die Meinung von v. Helmont bekämpft, daß die Lagersucht aus der Zerrüttung der Geister, aus der traurigen und verdrießlichen Stimmung entstehen könne, so hat er doch für die Verbreitung der Seuche die *seelische Einstellung* durchaus nicht vernachlässigt. Das Gift der Lagersucht greift um so mehr um sich, schreibt er, wenn der Mensch Eckel und Grauen vor dem Kranken empfindet; aber auch Gemütsbewegungen, Zorn, Schrecken,

Kummer und Zagheit sind schädlich; „das Hasenherz der neugebackenen Haghauern und Maurenscheißer unter den Kriegsleuten wird eher darunter leiden“. Denn bei solchen Gemütsstimmungen werden die Lebensgeister zerstreut, verjagd und geschwächt. Des Menschen Glieder werden kraftlos (p. 91).

Die Erfahrung hatte gezeigt, daß besonders Ungarn mit seinen vielen Sümpfen und mit seinem jähen Temperaturwechsel für die Fremden gefährlich wurde, da dieselben nur schwer an das Klima dieses Landes sich gewöhnen konnten. So entstand denn auch die Theorie vom Einfluß des Klimas für die Verbreitung der Lagersucht. Von Pollio bis auf Coberus haben die Beobachter immer wieder auf die Abnormitäten der Jahreszeiten, auf die großen Temperaturschwankungen, die heißen Tage und die kalten Nächte, die glühenden Sommer und die strengen Winter, die feuchten oder überaus trockenen Jahreszeiten als eine Ursache der Entstehung des Fleckfiebers hingewiesen.

Alle Ärzte, die aus eigener Erfahrung über die Lagersucht geschrieben haben, haben in der Lebensweise wichtige Ursachen für die Verbreitung der Seuche zu finden geglaubt. Schon Jordanus, Pollio, Spillnberger und andere haben auf die Unregelmäßigkeiten im Essen und Trinken, auf ungesunde, in Zersetzung übergegangene Nahrung hingewiesen. Durch solche unrichtige Lebensweise werden der Körper und das Blut geschwächt, schreibt Oberndörfer. Ich führe noch die Klage von Minderer an: „Den Soldaten fehlt die Gelegenheit, ihrer Gesundheit nach Gebühr abzuwarten. Sie müssen oft unter freiem Himmel, bei Mondschein, auf feuchter Erde schlafen, sodaß die Dämpfe der Erde in ihren Leib schlagen. So entsteht die innerliche Fäulnis des Geblüts und der Humorem.“ Er macht auch die Unregelmäßigkeit im Essen verantwortlich. Bald haben sie Hunger, bald leben sie im Überfluß (Minderer, Medicina, p. 120):

Zapff hielt im Organismus gelegene Ursachen zur Hervorbringung der Lagersucht für verantwortlich. Er

bezeichnet sie als neutrale, im Gegensatz zu den außerirdischen, die von Gott, aber auch von Hexen und Dämonen verhängt werden können. Als natürliche nennt er das choleriche Temperament und die schwache Konstitution, also nach unserm Sprachgebrauch die Disposition. Auch Coberus hat wohl richtig beobachtet, wenn er die Disposition zur Krankheit als besonders wichtig hervorhebt. In Ungarn waren es besonders die Deutschen, die durch den Mißbrauch des guten Ungarweins und durch ihr unmäßiges Schlemmen, wie auch durch ihre Unreinlichkeit verrufen waren, und die auch am ehesten der Lagersucht zum Opfer fielen. Die mäßigen und reinlichern Türken haben an dieser Krankheit bedeutend weniger gelitten.

Im Gegensatz zu allen bisher zitierten Autoren hat Skreta dem Blut die größte Bedeutung für die Entstehung der Lagersucht beigemessen (I., p. 23). Nach ihm ist jede Entzündung eine vergiftete Eigenschaft der Leibesfeuchtigkeit.

Das Blut besteht nach Skreta aus kleinsten Kügelchen, die, indem sie eine oblonge Gestalt bekommen und dadurch eine bequeme Form zum Durchgang erhalten, durch die dünnsten Blutgefäße hindurchgetrieben werden. In Folge schädigender Wirkungen werden aber diese Kügelchen erhärtet und sie bleiben in den Kapillarenöffnungen (Mundlöchlein) stecken, wodurch sie den freien Lauf des Geblütes hindern. Durch Verhinderung des Blutstromes beginnt die zurückbleibende Materie zu faulen (p. 97). Dies ist nach Skretas Theorie die Ursache der Krankheit, nicht die „Aufwallung und Aufsiedung der Feuchtigkeiten“, wie die Ärzte seiner Zeit behaupteten (p. 46).

Skreta erwähnt, aber erst in der 2. Auflage von 1685, daß man unter dem Vergrößerungsglas im Geblüt fieberischer Kranker noch mehr sehen könne, daß „viele kleine oblonge Würmlin sich geregt haben“, wie auch Athanasius Kircherus berichtet, und er urteilt, daß es sich hier wahrlich um eine heftige Verderbnis und Bosheit des Geblütes handle, wenn man dergleichen unbeliebige Gäste in dem Innersten des Leibes zu beherbergen gezwungen sei (p. 98).

Nach Skreta sind verdorbene Speisen als Ursachen solch' vergifteten Blutes zu halten, da in ihnen die kleinsten und fast unsichtbaren Eierlein in Haufen abgelegt worden sind. Sie gelangen in den Magen, in die Gedärme, wo sie durch die Wärme ausgebrütet werden. Aus dem Darm wandern sie in die „Milchäderröhrlein“, sodaß sie ins Blut gelangen. Hier werden sie wieder lebendig und regsam und durch ständiges Kitzeln verursachen sie Verkrämpfungen der Blutgefäße.

Aber schon durch die Fäulniswärme wird das Blut und dessen Wasser zersetzt. Das so entstandene Gift hat Skreta, im Anschluß an Paracelsus, „Bergrauch = Realgaris“ genannt, dem er die Eigenschaft von Rattengift und Arsenik zuschreibt (p. 95). Dieses flüchtige, saure, ätzende, schweflichte und gesalzene Gift liegt also nach Skreta im Blut, von wo es durch Blutstauungen Entzündungen hervorruft. Als Chemiker vergleicht er die Wirkung dieses vergifteten Blutes mit der des Scheidewassers oder der Feuerflamme. Skreta fand, daß solches vergiftete Blut kalt sei und beim Aderlassen nicht gerinne. In den Schlagadern bleibt der dickere Teil des Blutes zurück und geht in Fäulnis über. Aber die Blutadern sind dabei leer und keines fließt mehr in die Schlagadern hinein.

Györy hat darauf hingewiesen, daß Skreta, gleichsam mit Seherblick, die richtige Ursache der Seuche erkannt habe. Der „innerliche Stoff oder Zeug der Lagersucht seien zum Teil ein flüchtiges, saures, ätzendes, wildes, schweflichtes und gesalzene Gift, welches sich dem Geblüt und seinem Gewässer angehängt habe“, hat Skreta sich genauer ausgedrückt (p. 104). Es ist also, modern gesagt, das Blutserum, das durch Überladung mit sauren Stoffen, seine Immunität verloren hat und so „den äußern Ursachen die Möglichkeit gibt, ihre pathogene Wirkung hervorzubringen“. „Skreta hat, vom Pegasus der Einbildung herab, diese nur durch die mit wissenschaftlichem Apparat der neuesten Zeit angestellten Untersuchungen in ihrem Wesen als wahr bestätigte Behauptung ausgesprochen“ (Györy, p. 81).

Auch Minderer hat im Geblüt die Herberge für das Fleckfieber zu finden geglaubt. Aber er suchte die Ursache auch im vielen Schleim des Gehirns. Darum sind diejenigen, so mit solcher Sucht behaftet sind, mit großem Kopfweh und mit Tollsucht beladen (Minderer, Medicina, p. 162).

Es ist eine Entdeckung der neuesten Zeit, die als Verbreiter des Fleckfiebers die Kleider- und vielleicht auch die Kopflaus erkannt hat. Der Satz unserer Lehrbücher: „ohne Kleiderläuse kein Fleckfieber“ gilt zu recht. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß an der Übertragung der Seuche Kleider und Bettwäsche in hohem Maße beteiligt sind, da sie den Läusen leicht Unterschlupf gewähren. So ist also die Forderung der alten Ärzte nach Reinlichkeit durchaus begründet, und Skretas Beobachtung, daß gerade durch Kleider und Bettwäsche die Lagersucht verbreitet werde, hat sich als richtig erwiesen. Wenn er auch den Schlußstein der langen Reihe nicht gefunden hat, so zeigt er sich doch in gar vielen seiner Forderungen und Lehrsätzen als ein unabhängiger Denker. Und wenn er den Satz aufstellt und verteidigt, daß aus Wirkungen, die wir kennen, auch auf die Eigenschaft des Giftes geschlossen werden könne, daß die Ursache des Fleckfiebers von körperlichen Dingen entspringen müsse, so hat er durchaus modern gedacht (p. 106).

Ich zitiere Skreta wörtlich: „Wann man gleichwol rechtschaffen will in obacht nemmen, wie und auf was weise dises gift den lebendigen menschlichen körper anzugreifen pflaget, wird man befinden, das die wirkungen dessen so haiter und offenbarlich uns forgestellet werden, das kaines weges mehr zuzweifeln ist, das die ursach diser krankhait nicht gleichfalls fon wissentlichen und offenbarlichen eigenschaften sollte entsprungen sein: dann ainer offenbarlichen eigenschaft rechtes kennzaichen ist die klare und offenbarliche würckung, und aus den würckungen pflaget man zuurtailen, wie die eigenschaft derselbigen geartet seje.“

Vorbeugungsmittel bei Seuchengefahr.

Als Kind seiner Zeit hat Skreta die Bußfertigkeit der Menschen als das beste Mittel gegen die Ansteckung der Lagersucht empfohlen. Besonders jene, die gezwungen sind, an Orten zu wohnen, wo diese Krankheit schon herrscht, sollen durch wahre Buße und Besserung mit inbrünstigem Gebet, Ergießung der Tränen und herznirschendem Seufzen auf den Knien und dem Antlitz liegend, Gott für die vielfachen Sünden und Laster um Verzeihung bitten, von ihrem vormaligen boshaften und mit Sünden beschmutzten Leben absteigen. Die Menschen sollen nicht nur tugendhaft sein, sondern sie sollen vor allem Vertrauen auf den allweisen und gütigen großen Weltherrn und den liebevollen Heiland haben. Gott soll man nicht nur als gerechten Richter, sondern auch als eifrigen Rächer für begangene Taten erkennen, verehren und anbeten. Dieses Zutrauen in Gott soll fröhliches Herz bewirken; denn wer große Furcht und großen Ekel vor der Seuche habe, dem werde es in der Haut überall zu enge sein (p. 164).

Für uns mag der Hinweis auf die Gemütsbewegungen von Bedeutung sein, da heute wieder, mehr als früher, bei Heilvorgängen und Vorbeugungen gegen Krankheiten der Psyche Beachtung geschenkt wird. Unsere Schulmedizin hat erst in letzter Zeit wieder gelernt, daß in der Psyche des kranken Menschen eine unserm Wissen noch nicht erschlossene wunderbare Heilkraft schlummert, die der Arzt wecken muß. So wenig wir das Wunder in der Heilkunde, wie im Leben überhaupt, begreifen, so wenig werden wir das Wunder der Immunität, die sich auf die Psyche, auf das Vertrauen in Überirdisches begründet, erfassen und mit Worten erklären können. Wohl nennt man diese Neigung zum Wunder Aberglauben. Aber man sollte mit diesem Wort vorsichtiger umgehen, denn in die streng wissenschaftliche Sprache gehört es nicht, weil es ein Werturteil enthält und weil es schwer ist, objektiv festzustellen, wo der Glaube aufhört und wo der Aberglaube beginnt. Aberglaube ist immer der Glaube der Andern! So äußert sich Rudolf Herzog in seinem Buch. „Die Wunderheilungen von

Epidauros“. In seiner Anschauung über die Beurteilung der überirdischen Heilkräfte ist Skreta ältern Bearbeitern der Lagersucht gefolgt, wie Spillnberger, Pollio, Zapff und Loew, die ebenfalls seelische Depressionen, wie Angstgefühl und Lebensüberdruß für eine größere Ansteckungsfähigkeit verantwortlich machten.

Dieses Vertrauen in Gott war für Skreta die vornehmste Prophylaxis. Er verlangte, sich nicht nur mit Gott zu versöhnen, sondern überhaupt mit den Feinden Frieden zu schließen; er wird so zum Vertreter hoch ethischer Gedanken. Recht durchscheinig sind die von Christian Joachim Schwab, einige Jahre nach Skretas Wirken angepriesenen Vorsichtsmaßregeln, da er seine Vorschläge nach den Vermögensverhältnissen der Patienten richtet! So empfiehlt er dem Reichen Beten und den angesteckten Ort zu fliehen. Der Arme, dem es nicht vergönnt ist, sich anderswo niederzulassen, soll ebenfalls beten und dazu die prophylaktischen Regeln befolgen. Und Schüller, dessen Buch 1726 die Presse verlassen hat, preist als sicherstes Präservativ und „Amulett“ wiederum den Glauben an Gott.

Nach Skreta ist die Luft das wichtigste Element, das der Mensch zu seinem Wohlbefinden braucht. Die Aufgabe des Arztes besteht also darin, dem Menschen saubere Luft zu empfehlen und ihn von allen schädlichen Beimischungen zu warnen. Skreta wird durch seine Thesen zu einem begeisterten Anhänger der Hygiene, wie sie erst wieder die neuere medizinische Wissenschaft geschaffen hat. Sowohl die durch Ställe und Vieh, als auch durch die Ausdünstungen der Menschen verunreinigte Luft ist nach ihm schädlich. Daher verlangt er saubere Wohnungen, die abseits von den Ställen, die aber auch von Feuchtigkeit frei sein sollen. Er bekämpft das Wohnen in engen Gassen und in Höfen.

Zur Reinigung der Wohnräume von feuchter und stinkender Luft empfiehlt er täglich dreimaliges Räuchern mit hellflammendem Wacholder- oder Kienholz; oder man solle einen Büchsen schuß Pulver feucht machen und anzünden. Wirksam sei auch, Schwefel, Kupferwasser, Harz,

Bockshörner oder Essig auf eine Glut zu werfen und verbrennen zu lassen (p. 167).

Skreta geht aber in seinen hygienischen Forderungen noch weiter. Er verlangt das Eingreifen des Staates, um der Unsauberkeit in den Städten zu wehren. „Aus ernststen obrigkeitlichen Befehlen“ sollte in Städten bei einbrechendem Frühling der Schnee aus Gassen und Höfen weggeführt werden, weil über den Winter der ganze Unrat drin liegen blieb. Und damit die Menschen durch den Unrat der Städte nicht Seuchen ausgesetzt werden, sollte es verboten sein, große Mistsammlungen und Haufen von stinkenden und faulenden Sachen auf den Gassen liegen zu lassen. Nur nachts und bei ruhigem Wind müssen diese Abfälle weggeführt und auf den höchsten Platz gelagert werden, damit die aufsteigenden Dämpfe nicht in die Wohnung gelangen. Als für die Gesundheit besonders gefährlich nennt Skreta den Mist der verschiedenen Haustiere in Häusern und Gassen; er weist auf die Gefahr hin, wenn das Küchen- oder Schüttsteinwasser auf die Gasse gegossen oder in die Häuser versenkt wird. Häuserecken und Mauern sollen nicht von Kindern als Notdurftorte benutzt werden. Durch strenge Verbote muß verhindert werden, daß die garstigen Leute und Mägde die Nachtgeschirre auf die Straßen gießen. Er stellt auch Verordnungen für die Wasenmeister auf, daß ihnen verboten werde, die Häute der Tiere in der Nähe von menschlichen Wohnungen zu trocknen; er verlangt, daß sie während Viehseuchen die Tiere mit Haut und Haar tief verlocken. Auch weist er auf die Schädlichkeit der bei Kirchen liegenden Friedhöfe hin.

Nicht nur für die Städte hat Skreta hygienische Forderungen aufgestellt. Auch für die Kriegslager verlangt er größere Reinlichkeit. „Wenn bei diesen Kriegsgesellen ein jeder Dart, den sie um ihre Hütten hingesefelt, ein Schirmpfahl oder Pallisade würde, es könnte sie gewisslich weder Türken noch Tartaren gezwungen“, hat er in seiner launigen Art geschrieben (p. 73). Skreta spendet daher den Türken Lob, weil sie viel reinlicher sind als die Christen und daher auch viel weniger an Seuchen leiden. Nach

den Berichten der in Ungarn beobachtenden Ärzte hatten dort recht traurige hygienische Zustände geherrscht. Coberus schreibt von den bissigen Insekten, deren man sich durch vieles Hemdenwechseln kaum erwehren konnte; ja man mußte sich die Ohren verstopfen, um die Ohrwürmer und Kröten abzuhalten.

Beinahe alle Ärzte, die über die Lagersucht geschrieben hatten, haben die wichtigste Ursache der Entstehung und Verbreitung der Seuche, wie es auch Skreta tat, der Luft zugemessen; sie alle haben in der durch Sümpfe, Moräste und Nebel verunreinigten Luft die Quelle der Krankheit zu finden geglaubt. Da besonders Ungarn durch seine vielen Nebel, Überschwemmungen und Erdausdünstungen verrufen war, wurde das starke Wüten der Lagersucht in diesem Lande für Coberus und Sennert leicht erklärlich. Aber auch den nur flüchtig vergrabenen Leichen wurde von Ruland ein großer Anteil an der Luftverpestung zugeschrieben.

Auch der zur gleichen Zeit mit Skreta schreibende J. E. Jacobi hat den Mist- und Abfallhaufen in den Straßen den Krieg erklärt; er empfiehlt sogar die Ausrottung der überflüssigen Hunde und Katzen.

Diese hygienischen Forderungen Skretas und seiner Mitstreiter um saubere Straßen und Häuser sind von Interesse, weil sie zeigen, daß man wohl in diesen Jahrhunderten die staatlichen Vorschriften in schandbarer Weise umgangen hat. Behördliche Vorschriften über die Reinhaltung der Straßen, Verbote über das Halten von Tieren und von Misthaufen vor den Häusern, sind recht alt. Ich will nur einige der vielen Mandate etlicher unserer Städte anführen. So hatte Basel schon im 15. Jahrhundert verboten, Unrat auf die Landstraße zu schütten. Aber in den Nebengassen erfreuten sich die Bewohner noch lange der Vorrechte, ihre Schweine im Kot und Unrat wühlen, ihre Hühner und Gänse frei herumwandern zu lassen. Nur vierteljährlich wurden die Gassen von den armen Insassen des Spitals gereinigt, d. h. „geschoren und geräumt“. Aber 1417 hatte der Rat untersagt, Mist, Schutt und Unrat vor die Haustüren zu

schütten und zu tragen und das freie Herumlaufen der Hühner, Gänse und Schweine wurde ebenfalls verboten. 1466 ist den Hausbesitzern sogar eine wöchentliche Reinigung der Straßen vor den Häusern anbefohlen worden. Auch die unnötigen Hunde hatte man 1512 abgetan. Das Reinigen der Dohlen und das Leeren der Gruben war die Arbeit der Totengräber und der Kohlenbergler. Aber noch lange ist die Birsig die große Kloake der Stadt geblieben (Wackernagel, Geschichte, Bd. II).

Bern hatte 1561 verlangt, daß alle Wochen die Straßen einmal gereinigt werden sollten. 8 Jahre später, als eine Seuche die Bewohner bedrohte, sind die Schweineställe und Misthaufen bei 20 Pfund Buße wegerkannt worden und die Abzugsgräben mußten sogar dreimal wöchentlich gereinigt werden (Tillier, Geschichte, Bd. III, p. 556).

Zürich hatte schon im 14. Jahrhundert gegen Straßenverunreinigungen sich durch Verordnungen gewehrt und hatte die Misthaufen im Innern der Stadt verboten. Dem Wundarzt Meister Johannes ist ausdrücklich untersagt worden, das gebrauchte Verbandzeug vor seinem Hause auf die Straße zu werfen, bei einer Buße von 10 Schilling (60 Franken) (Zürcher Stadtbücher, Bd. I, p. 20 und Häne, 14. Jahrhundert). Aber die Schweine sind trotz aller Verbote noch lange Zeit frei herumgelaufen und 1431 mußten ihre Spaziergänge auf Straßen und öffentlichen Plätzen wiederum untersagt werden (Vögeli, Das alte Zürich, Bd. II).

In Luzern ist im 14. Jahrhundert das Halten von Mutterschweinen im Innern der Stadt verboten worden. Wöchentlich war die Straße von den Hausanstößern zu reinigen und nach dem Läuten der Spitalglocken zur Frühmesse durften keine Nachttöpfe mehr auf die Straße geleert werden! Ja sogar das Öffnen der Kloaken und Abzugsdohlen war bei Tag untersagt, damit die Bewohner nicht durch den Gestank belästigt würden (Liebenau, Das alte Luzern, p. 48).

Auch kleinere Städte hatten gegen die Unsauberkeit mit Geboten und Mandaten sich zu schützen gesucht. Baden hatte 1648 jeglichen Unrat von den Straßen verbannt und

2 Jahre darauf sind alle Misthaufen weggeführt worden (Wehrli, Medizinalwesen, p. 106).

Schaffhausen hatte 1527 eine Mistverordnung erlassen, nach welcher in den Hauptstraßen weder Mist, Dünger noch Schutt abgelagert werden durfte. Aber in den Gäßchen und Höfen werden Mist und Schweine ungestört geblieben sein (Im-Thurn, Chronik, IV. Buch, p. 102).

Noch 1756 ließ Rheinfelden seine Bewohner schwören, im Sommer das Nachtgeschirr nicht auf die Gasse zu schütten und vor den Häusern in den Hauptstraßen keine Misthaufen anzulegen (Burkart, Rheinfelden, p. 524).

Wenn aber noch 1843 in der stolzen Stadt Zürich der Spitalverwalter selber Misthaufen vor den Wohnungen der Nachbarn hinsetzte (Tagblatt Zürich, 22. April 1843), so begreift man, daß in frühern Jahrhunderten trotz Mandaten und Bußen überall Unsauberkeit wird geherrscht haben, daß die Klagen der Stadt- und Seuchenärzte nicht so unbegründet gewesen sein werden!

Skreta fordert aber auch größere Reinlichkeit der Kleider und Wäsche. Bettanzüge Verstorbener sollten erst nach gründlichem Reinigen und Räuchern wieder benutzt werden. Auch empfiehlt er, sie längere Zeit in der frischen Luft ausgespannt zu lassen (p. 168).

Um sich vor Ansteckung zu hüten, soll man nicht aus Vorwitz Krankenbesuche machen. Skreta verschreibt verschiedene Mittel, die in Seuchenzeiten anzuwenden sind. So preist er das Kauen von Wacholderbeeren und Angelikawurzeln, von Zitronen- und Orangenschalen oder von Gewürznelken. Auch sei ratsam, in einem Tüchlein ein Kampferstück, Angelikawurzel und Muskatnuß zu bergen, um von Zeit zu Zeit daran zu riechen und die Schläfen und den Puls damit zu reiben. Diese im Tüchlein eingeschlossenen Gewürze können auch in Essig getaucht werden.

Zur Erhaltung der Gesundheit und zur Abwehr von Seuchen spielt das Essen und Trinken eine große Rolle. Skreta glaubt dem Hieronymus Mercurialis, daß die Menschen gesund waren, als sie noch nichts von herrlich gedeckten Tischen und kostbaren Mahlzeiten wußten, als

sie das Zutrinken noch nicht kannten (p. 171). So bezeichnet Skreta den viehischen Schlund und die Gefräßigkeit als das Wachstum der menschlichen Krankheiten und Seuchen. Er gibt daher Vorsichtsmaßregeln, die der Gesundheit dienen sollen. So warnt er vor Überladung des Magens, da dadurch schlechtes Geblüt geschaffen wird. Er warnt vor verdorbenem Fleisch und vor Fischen, die nicht mehr frisch sind. Als schädlich nennt er das unreife Obst. Das Nachtessen solle einfach sein, da das Schlafen mit gefülltem Magen der Gesundheit schadet. Dagegen empfiehlt er vor dem zu Bett gehen säuerliche und stopfende Früchte, wie Johannisträubchen, Erdbeeren, Himbeeren, saure weiße Kirschen und Früchte. Skreta ist ein Feind des Weintrinkens und als besonders schädlich nennt er den stark geschwefelten und sauren neuen Wein. Auch warnt er vor neuem unvergorenem oder auch zu altem Bier. Nach starkem Erhitzen möge man sich hüten, Milch zu trinken, da sie gerne Bauchgrimmen, Durchbruch oder Erbrechen verursacht.

Wer schon früh morgens unter die Leute gehen muß, solle Zwiebel- oder andere Suppen mit einem weichen Ei essen. Empfehlenswert nennt er Brot, mit frischer Butter bestrichen und mit Rautenblättern bestreut. Auch sei Brot zuträglich, das in Rauten oder Essig getaucht worden ist. Solche Frühstücke sind zu empfehlen, damit der Magen etwas zu arbeiten habe und damit die eingehauchten Gifte sich nicht anheften können. Als sehr gesund nennt Skreta das Kauen von Wacholderbeeren und Angelikawurzeln; zuträglich wären auch Zwiebeln, Knoblauch, wenn nur die Leute nicht so aus dem Halse stinken würden.

Wie Skreta vor schwer zubereiteten und blähenden Speisen warnt, so hat auch Ruland die Überfüllung des Magens als Ursache des Ekels vor den Speisen bezeichnet. Während Skreta die Fische als eine eher gefährliche Nahrung hält, da sie oft verdorben sind, so bezeichnet Rot nur solche aus rasch fließendem felsigem Gewässer als zuträglich. Skreta untersagt altes, im Butter gebackenes Gebäck und Eierwerk. Ruland will nur Eier in schlürfbarem Zu-

stande erlauben. Gewarnt wird auch vor gewürzten Speisen. Sennert hat das kaum gekochte Fleisch, mit welchem die Soldaten sich begnügen mußten, als schädlich gehalten. Ruland rät fein geschabtes Fleisch zu essen, damit das durch Einnehmen von Korallen und Perlen stammende unangenehme Gefühl im Gaumen korrigiert werde. Vor übermäßigem Obstgenuß hat Sennert und vor Süßem und Salzigem hat Zapff gewarnt. Sennert führt an, daß die Ungarn viel Knoblauch essen, der das Gift zerstöre. Von den Deutschen schreibt er, daß sie sich mit Knoblauch eher geschadet hätten. So hat auch Ruland den Knoblauch mitsamt Gurken, Kürbissen und Melonen als gefährliche Nahrung untersagt. Aber später ist dem Knoblauch große Heilwirkung zuerkannt worden; er wurde häufig gegessen, hieß es sogar, daß bei der Erstürmung von Ofen die Soldaten nach Knoblauch gestunken hätten (Benkótzi, De febre Hungaria).

Einstimmig waren alle Ärzte darin, daß ungesunde Lebensmittel, daß Völlerei und Unregelmäßigkeit im Essen sehr schädlich und die Ansteckungsgefahr fördernd sind. Besonders die Deutschen galten in Ungarn als Völller und Säufer. Zu Ende des 16. Jahrhunderts hatte man vom „deutschen Bauch“ gesprochen, wenn man auf die häufige Dysenterie und den Durchfall hinweisen wollte.

Auch die Nahrung der Kranken war eine oft sonderbare. Coberus berichtet, wie zu Mittag ein Ochse mit Haut und Haaren in Stücke geschnitten und auf den Rost gelegt wurde. Die so geschmorten Fleischteile sind dann den auf der Erde liegenden Kranken einfach hingeworfen worden!

Skreta war ein Feind des A l k o h o l s. „So man Tag und Nacht im Luder liegt und stetig säuft, daß Binzen möchten im Magen wachsen“, verderbe man sich die Gesundheit. Als besonders schädlich wird das Branntweintrinken am frühen Morgen bezeichnet. Auch warnt er vor dem Wermut und andern starken Weinen, die bei halben und ganzen Maßen hinuntergegossen werden; denn der Magen müsse davon nach und nach schlapp und zu grunde

gerichtet werden, sodaß die Verdauung darunter leidet (p. 177).

Besonders die deutschen Soldaten hatten den Ungarwein in ungeheuren Mengen in sich hinuntergeschüttet, wie verschiedene Autoren bestätigen. Viele hatten ihn mit unsauberem Sumpfwasser verdünnt. So sei die Hitze der Kranken durch den Wein vermehrt worden.

In früheren Zeiten war auch der Gerstensaft beliebt gewesen. Spillnberger verlangt, daß er so kalt getrunken werden möchte, daß glänzendes Gold in demselben sich trübe; aber Ruland hat auch das Bier untersagt, da es die faulenden Säfte vermehre.

Der zu gleicher Zeit wie Skreta schreibende Jakobi verlangt behördliche Aufsicht, damit den Soldaten keine verdorbenen Speisen und Getränke verabreicht werden. 1693 hat Parschitius Kaffee und Tee als heilsam empfohlen.

Nicht nur der Deutsche, verlockt durch die guten Weine Ungarns, hatte mit Recht den Namen Weinschlauch verdient, auch in der Schweiz hatte die Trunksucht, besonders in frühern Jahrhunderten, Orgien gefeiert.

Nicht nur die Freude am Genuß alkoholischer Getränke förderte in unsern Landen den Konsum von Wein; die alten Rechtsgebräuche hatten sogar den Weintrunk zu einem amtlichen und hoch achtbaren Geschäft gemacht. Es konnte nichts verkauft oder gekauft werden, sei es eine Liegenschaft, ein Heimwesen oder nur eine Kuh oder eine Ziege: der Kauf mußte vor Zeugen und beim Wein abgeschlossen werden. Dieser Trunk mit Zeugen ersetzte bei Abschluß eines Kaufes Publizität, Fertigung und Grundbuch der heutigen Tage. Noch im 18. Jahrhundert hatte die Gesetzgebung alle Mühe, die Sitte solchen Weinkaufes zu verdrängen, und 1738 mußten z. B. in Baselland strenge Verbote erlassen werden. Die Magistraten von St. Gallen untersagten die Käufe „in der Weinfeuchte“ (Huber, Privatrecht, p. 835).

Ursprünglich war das Trinken bis zum Übermaß keine Schande; nur dem gebührte Tadel, der den Wein nicht ertragen konnte und sich trotzdem bis zur Unsinnigkeit

füllte. Und getrunken wurde oft, bis Männer und Frauen voll und toll waren und nicht mehr stehen und gehen konnten. Gerichtsakten und Mandate geben schöne Müsterchen von dem „sittenhaften Leben der guten alten Zeit“. So hat sich eine Frau von Saanen „voll und toll gesoffen“, sodaß sie das Kind fallen ließ. Nach Verschlingen von 20 Gläsern Wein in einer Trinkwette hatte einer in seinem Rausch „auf dem Heimweg eine Unzucht begangen“ (erbrochen). Ein anderer ist in der Woche kaum einmal heimgekommen, vor lauter „fressen und saufen in Wirtshäusern“. Und ein Pulvermacher erschien sogar „sauvoll“ in der Gerichtsstube, wo er vor den Gerichtsstühlen niederfiel. Interessant ist die Verteidigung eines Betrunkenen, der seinen Rausch durchaus nicht abstreiten wollte, sondern der sich damit brüstete, daß er nicht kotze, daß er Soldat sei und 3 wie der Ankläger, nicht fürchten werde (Marti-Wehren, Saanen, p. 43).

Ein Berner Mandat von 1625 berichtet, daß Weib und Mann, Jung und Alt, des Weines mit Überfluß und Unmaß brauche; daß viele sich so viehisch gefüllt haben, daß sie nicht stehen und gehen konnten. Dazu schreien und heulen sie, treiben hurische Possen, reden an offener Straße und Junge und Mädchen benehmen sich wie Huren und trollen untereinander (Tillier, Bern, Bd. IV, p. 452).

Wohl hatten die Gnädigen Herren Mandate gegen die Trunksucht erlassen, hatten das Zutrinken unter schwere Strafe gestellt, hatten die Polizeistunde schon auf 9 Uhr abends angeordnet, hatten Mahlzeiten und Zunftzusammenkünfte strenge beaufsichtigt und in Schaffhausen ist im Jahre 1639 sogar der Aufbruch der Gäste am Pfingstmontagschmaus der Zünfte schon auf 6 Uhr abends verlegt worden. Betrunkene Beamte und Geistliche wurden in Bern abgesetzt; gewöhnliche Sterbliche kamen in den Turm bei Wasser und Brot; den Trunksüchtigen wurde von den Räten das Wirtshaus, aber auch der Besuch des Marktes verboten, und der gemeine Mann, der solches Verbot überschritt, wurde in Zug sogar für 4—6 Jahre in fremden Kriegsdienst verschickt (Stutz, Strafrecht, p. 132).

Trotz aller Mandate, trotz Bußen, Turm und Ausscheidung aus der Gesellschaft anständiger Menschen, ist aber in Bern im 16. Jahrhundert „keine Stube weniger voll und kein Faß weniger leer gewesen“ (M. v. Stürler, Obergerbern, p. 17).

So lernt man denn die Sorgen unseres Skreta um die Gesundheit seiner Mitbürger begreifen, und man versteht, daß er gegen solches Unmaß im Trinken mit aller Energie vorzugehen suchte.

Skreta hat unter die Vorsichtsmaßregeln gegen die Lagersucht auch die *L e i b e s ü b u n g e n* gerechnet, denn diese sind zur Erhaltung der Gesundheit vortrefflich, weil sie den Körper von vielem Unrat, der zwischen der Haut steckt, entledigen. Auch wird das Geblüt wohl untereinander vermischt, was verhindert, daß dessen zäher und dicker Teil sich zwischen den kleinen Blutgefäßen versteckt, woraus viele Krankheiten verursacht werden. Aber allzu starke und zu lange dauernde körperliche Bewegungen seien wiederum der Gesundheit sehr nachteilig, weil sie die Lebensgeister erschöpfen und den Körper schwächen, sodaß die Natur den Unrat nicht mehr auszuführen vermöge. Auch verliere durch ein Übermaß an Leibesübungen der Körper zu viel Flüssigkeit, die Glieder werden matt und kraftlos, und durch die Zersetzung des Geblütes entstehe Fieber. Aber erst ein faules und müßiges Leben, welches mit Schlampampen, Fressen und Saufen durchgebracht wird, sei sehr zu tadeln. Der Unrat sammle sich im Leib; die notwendigen Säfte werden mit zähem und unverdaulichem Zeug beladen und Stillstehen des Geblütes, Entzündung und Fäulnis sei das Ende. „Solche Schlafhauben sind in ihren Geschäften träg, faul und verdrossen, daß ihnen darüber auch der stinkende Angstschweiß und Scheiß ausfährt“, schreibt Skreta (p. 179).

Wie zu langes Schlafen der Gesundheit schadet, so ist auch zu langes Wachen ungesund, da dadurch das Geblüt scharf und flüssig und die Sinne verfinstert werden. Durch den zu langen Mittagsschlaf bleibt viel Unrat im Körper zurück und Gutes und Schlimmes gehen im Leib in Fäulnis

über. Skreta empfiehlt daher das Mittelmaß der Leibesübungen wie auch der Ruhe als für die Gesundheit zuträglich (p. 181).

Wenn Skreta die Leibesübungen zur Erhaltung der Gesundheit empfahl, so hat er als einer der wenigen Autoren des 17. Jahrhunderts auf alte, einst im Volk beliebte Gewohnheiten zurückgegriffen. Noch im 15. Jahrhundert hatte sich die Stadt- und Landbevölkerung an Laufen, Ringen, Steinstoßen und Ballspielen erfreut, wie z. B. für die Basler Aeneas Sylvius im Jahre 1436 berichtet (A. Fischer, Gesundheitswesen, p. 96).

Überall in der Schweiz war das Kegelspiel recht beliebt. In Appenzell hatte das Stirnstoßen viel Bewegung und Kraftanwendung erfordert. Bei diesem sonderbaren Vergnügen, an welchem die Männer und Frauen teilnahmen, ist versucht worden, den Partner mit der Stirn, wie es die Böcke tun, zu stoßen. Auch das Tanzen im Freien hatte die Muskeln in Tätigkeit gehalten, besonders wenn es galt, einen Tanzenden durch Beinstellen zum Fallen zu bringen, was in Appenzell mit dem Namen „gutzen“ benannt wurde. Aber auch die Zürcher waren Freunde dieses Gesellschaftsspieles (Zellweger, Geschichte, Bd. II, p. 549).

In Zürich ist das Umwerfen auch noch auf andere Art praktiziert worden. Die Spielerin sitzt auf dem Rücken eines mit aufgestützten Händen knienden Pagen und stemmt ihre Füße gegen den Spielpartner. Dieser ist bemüht, sie umzuwerfen, um sie zu entblößen (Bauer, Weib und Sittlichkeit, p. 246).

Schwingen und Steinstoßen hatten in der Schweiz seit alters her als Nationalspiele gegolten. Aber im 16. und 17. Jahrhundert wollten die Obrigkeiten solche Spiele und Vergnügungen nicht mehr dulden; sie galten als gottlos. Zürich hatte im Jahre 1532 das Umwerfen verboten; kegelschieben und erst tanzen waren als ganz verworfene Sünden mit hohen Bußen belegt worden und sogar die Nidwaldner hatten das Schwingen und Steinstoßen an der Nieder-Rickenbacher Kilbi im Jahre 1668 abgestellt! (C. Odermatt.) So sind denn alle körperlichen Übungen in

Verfall geraten und deshalb muß die Aufforderung Skretas zu Leibesübungen besonders gewürdigt werden.

Auch Ruland hat das Spaziergehen mit nüchternem Magen und bei gutem Wetter empfohlen. Sowohl er wie auch Skreta warnten aber ausdrücklich vor dem Abkühlen des erhitzten Körpers und ersterer empfahl Abreiben mit warmen Tüchern oder er rät, sich ins Bett zu legen.

Auch über das viele Wachen hat sich Ruland geäußert. Er verlangt, daß alle jene, denen die Nachtruhe verkürzt wird, sich gut ernähren und stets Speise im Magen haben. Den Wärtern widerrät er das Weintrinken, weil sie dadurch unfähig werden, über die Kranken richtig zu wachen. Als besonders gefährlich verbietet er bei erhitztem Körper zu trinken, um nicht Entzündungen in den Lungen, im Magen, Gekröse und in der Leber und den Gedärmen zu verursachen.

Skreta war kein Feind des mäßigen T a b a k r a u - c h e n s. Besonders bei nebligtem Wetter und wenn das Haupt mit vielen Flüssen beschwert ist, möge man früh oder nachts zu Schlafenszeit ein Pfeifchen ausbrennen und rauchen. Aber es dürfe zu keiner Gewohnheit, zu keinem Mißbrauch werden. Er warnt in seiner urwüchsigen Sprache vor Übermaß, wodurch alle guten Feuchtigkeiten aus dem Leib hinausgeführt werden und man jederzeit zum Maul aus stinke und dabei halb toll und töricht werde. Tabakgenuß sei auch dem Magen schädlich und verringere den Appetit. An Stelle eines geistreichen Lebenssaftes entstehe eine trübe, geistlose, faule Brühe, die dem Leib nach und nach eine Bequemlichkeit erschaffe, daß sich die Lager-sucht um so leichter einnisten könne. Der Tabak schwäche auch das Gedächtnis und hemme den Verstand.

Skreta verwirft die Anschauung, daß Rauchen ein Mittel gegen Krankheiten sei. „Da müßten Bauern und Soldaten nie krank werden“, schreibt er (p. 185).

Auch gegen das Schnupfen eifert Skreta. Aber noch schädlicher sei das Kauen des stinkenden und verdorbenen Bauerntabakes, da dadurch nicht nur alle gute Feuchtigkeit aus dem Mund geworfen werde, sondern weil man

auch den von Tabak angefeuchteten Speichel hinunterschlucke, der die Empfindlichkeit des Magens verderbe. Das Schlimmste aber sei, daß viele der verluderten Gesellen nicht nur große Weinschläuche und Branntweinsäufer, sondern auch in der dreifachen Tabaksübung, im Rauchen, Schnupfen und Kauen wohlerfahrene Meister seien (p. 83).

Diese Stellungnahme Skretas ist von Interesse, stand doch gerade das Tabakkraut in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in der ganzen Schweiz im Zentrum hoher magistraler Verordnungen und Mandate, aber auch interessanter medizinischer Diskussionen.

Der während des dreißigjährigen Krieges durch die Soldaten in Mitteleuropa verbreitete Tabak wurde geraucht, geschnupft und gekaut. Aber bald hatten sich die Behörden und die Geistlichkeit mit diesen sonderbaren und neuen Gebräuchen des Volkes zu beschäftigen begonnen und das Nächste war, das Kraut zu verbieten. Die gestrengen Herren sahen durch das Rauchen Scheune und Häuser wegen der Feuersausbrüche gefährdet; zudem behaupteten sie, daß der Tabak den Menschen betäube. So sind denn überall große Bußen angedroht worden. Bald verbreitete sich aber der Glaube, daß der Tabak ein Mittel gegen Ansteckung und gegen allerlei Kopfbeschwerden, gegen Zahnweh und andere Übel sei. So verteidigten sich wegen ihres Tabakvergehens zitierte Sünder vor dem Richter oft damit, daß sie den Tabak als Mittel gegen körperliche Beschwerden gebraucht hätten.

Seit der Entdeckung des Tabaks haben seine grünen Blätter wegen ihrer Heilkraft großen Ruf genossen. Schon der französische Gesandte in Lisabonne, Nicotin, hatte miterlebt, wie durch Auflegen von zerquetschten Tabakblättern auf offene Wunden und Geschwüre diese in wenigen Tagen verheilen. Sogar der Kropf eines Hauptmannes konnte durch Auflegen von zerstoßenen Tabakblättern zum Schwinden gebracht werden. Von den Indianern hatten die Europäer gelernt, daß der Saft der Blätter sogar bei vergifteten Wunden schmerzstillend und heilwirkend ist. Getrocknete Blätter wurden zu Pulver

zerrieben und dieses für Wunden und gegen Gift mit Erfolg angewendet. Um den Tabaksaft innerlich zu gebrauchen, wurde er mit Butter eingegeben. So konnte eine Katze durch Abführung von einem Biß eines an Hundswut leidenden Tieres gerettet werden. Der Tabak stand im 16. Jahrhundert in solch' hohem Ansehen, daß er gegen die Pest und gegen die Franzosenkrankheit Anwendung gefunden hatte. So wird von einem Dr. Sebizius berichtet, wie er 2 abscheuliche „frantzosenhafftige Nasen-Geschüre“ geheilt und unzählig viel Würmer hinausgetrieben habe (Verzascha, Kräuterbuch, p. 782).

In den alten Kräuterbüchern wird auch der Tabakrauch für kalte Naturen empfohlen. Mäßig genossen führe er den Schleim und die übrigen Feuchtigkeiten von der Brust und aus dem kalten Haupt ab. Aber heißblütigen Menschen sei er höchst schädlich, denn er erzeuge Hauptweh.

Verzascha gibt auch eine Zusammenstellung von Tabak mit verschiedenen Gewürzen und Pflanzen an, die zum Rauchen vorzüglich sei (Verzascha, Kräuterbuch, p. 782).

Von den Tabakpfeifen wurden die langen den kurzen vorgezogen, da durch die Länge der Rauch abgekühlt und geläutert wird.

Das Tabakpulver galt als ein gutes Schnupfmittel, um durch niesen das Haupt von den kalten Flüssen zu erleichtern (Verzascha, Kräuterbuch, p. 782).

Im Laufe der Zeiten hatte der Gebrauch des Tabakes stark zugenommen. So empfiehlt der Basler Arzt Th. Zwinger in seinem Kräuterbuch, p. 1200, den Tabak für die verschiedensten körperlichen Beschwerden. „Wenn der Patient nach langer Krankheit an Verstopfung leidet, soll er den Rauch in den Mund ziehen. Um die Drüsen zur Tätigkeit anzuregen, soll er als Klystier in den Körper eingeführt oder eingeblasen werden.“ Aber auch Zwinger warnt vor Übermaß. Da es schwerer sei, einen zu finden, der so gerne in s. h. Hintern als in die Ohren blase, so müsse man wohl aus Not dies selbst tun. Auch für Zwinger war der Tabak ein gutes Mittel gegen Ansteckung bei

Seuchengefahr. Bei allen möglichen Krankheiten, wie bei der Gicht, bei Räude, Zahnweh ist er angewendet worden. Die grünen Blätter wurden allein oder in Wein gesotten als Sirup bei Lungenkrankheiten und Engbrüstigkeit getrunken. Wenn auch Zwinger im Tabak kein Universalmittel erkannte, so wollte er auch nicht dem Wahn jener beipflichten, die ein pestillenzisch-höllisches Gift daraus machen, oder die aus dessen Gebrauch per se ein Laster formulieren.

Weder unsere Obrigkeiten, noch die Ärzte waren so tolerant denkend wie Zwinger. Als die Regierungen es noch nicht begriffen hatten, daß man mit dem sündhaften Tabak die staatlichen Kassen füllen könne, hatten sie ihren Untertanen das Rauchen, Schnupfen und Kauen von Tabak als ein großes Laster und als schwere Sünde untersagt.

Der Kuriosität halber führe ich einige Verbote des Tabaktrinkens und -schnupfens an.

In Appenzell ist die Sitte des Tabakrauchens 1653 aufgekommen. So seltsam hatte dieses ungewohnte Tun angebetet, daß die Kinder den Rauchern auf der Straße nachliefen, ja man zeigte mit Fingern auf sie. Bald wurden alle, die geraucht hatten, vor den Rat zitiert und bestraft. Vorgesetzte und Wirte waren verpflichtet worden, den Behörden alle anzuzeigen, die sich erlaubten, gegen das neue Verbot zu handeln (Walser, Chronik, p. 624). Dann wurde die Einfuhr von Tabak und Pfeifen verboten (Appenzelisches Monatsblatt, Bd. II, p. 839).

In Sursee ist 1668 der Rauchtobak confisziert worden (Meyer, Denkwürdigkeiten, p. 46) und 1674 belegte man Verkäufer und Raucher mit großen Bußen. Jeder wurde bei seinem Eid verpflichtet, Raucher der Obrigkeit anzuzeigen. 1675 hatte der Großweibel in der Kirche zu Baden öffentlich das Tabakverbot vorzulesen, aber 12 Jahre später wurde schon in allen Wirtshäusern und Gassen geraucht (Fricker, Baden, p. 602).

Auch in Nidwalden ist das Rauchen eine Zeit lang erlaubt, dann wieder verboten worden. So ist 1657 das

Tabaktrinken untersagt, aber 1669 im eigenen Hause gestattet worden. Schon ein Jahr darauf wurde es wieder gänzlich untersagt; erst 1677 konnten die Raucher ungestraft sich ein Pfeifchen erlauben, ausgenommen in den Wirtshäusern (Odermatt, Geschichte, p. 24).

In Schwyz hatte der Gesessene Landrat 1662 das öffentliche Rauchen bei 2 Gulden Buße untersagt und die Landsgemeinde hatte 1674 Schnupf- und Trinktabak aus den Landen gänzlich verbannisiert (Dettling, Kalender, 1911); und ein Jahr später wurde den Angeklagten sogar nicht einmal erlaubt, sich einen Fürsprecher zu halten! (Dettling, Kalender, 1912.)

Hohe Bußen hatte Schaffhausen für die Tabaktrinker erlassen. 1667 wurden Bürger und Fremde, die das Verbot überschritten hatten, mit einer Mark Silber bestraft. Und 1685 begründete der Rat sein Mandat damit, daß schon grundverderbliche Feuersbrünste durch das Rauchen entstanden seien; auch sei eine nicht geringe Zahl hiesiger Bürger und Insassen in diesem Unwesen dermaßen eroffen, daß sie die Pfeife immerfort in ihrem stinkenden Mund haben, daß Hals, Haupt, Haar und Kleider von dieser Unsauberkeit angefüllt sind, und daß sie sich sogar vermessen, in diesem Zustand Sonntags zum Gottesdienst und an heiligen Festtagen zum Sakrament des heiligen Abendmahls zu kommen (Im-Thurn, Chronik, Buch V, p. 27 u. 61). Die scharfe Sprache Skretas gegen das Rauchen war also nur gemäß dem Sinne seiner Obern und Gnädigen Herrn!

Auch Bern hatte für seine Verbote genaue Begründungen zu geben versucht. Es wurde geklagt, daß Mannes- und Weibspersonen, gemeines Land- und Dienstvolk rauchen. Dies sei aber für Verstand und Leib verderblich, nehme das Geld unnütz weg und sei für Scheunen und Ställe gefährlich. Auch Tabakschnupfen und -kauen war strenge verboten und nur für medizinische Zwecke durfte Tabak, aber auch nur in seltenen Fällen, gebraucht werden. In Bernerlanden ist er damals allgemein gegen die Gicht gepriesen worden (Fetscherin, Schul- u. Kulturhistorisches, p. 234).

Eine Berner Verordnung von 1659 verbot in allen bernischen Landen, bei 50 Pfund Buße, den Gebrauch des Tabaks. Der Weibel mußte ihn bei den Einwohnern sammeln und öffentlich verbrennen und die Pfeifen sollten zerbrochen werden.

Bis 1693 sind die Tabakmandate immer und immer wieder von den Gnädigen Herren zu Bern erlassen worden; erst im Jahre 1719 hatte die gleiche Obrigkeit an die gehorsamen Untertanen Anleitungen zum Tabakbau ergehen lassen!

Es mag interessieren, gegen welche Krankheiten das Volk den Tabak angewendet hatte. Aus den Gerichtsakten erfahren wir darüber mehr als aus medizinischen Werken, denn die Tabakraucher sind trotz aller Proteste immer vor den Richter zitiert und gebüßt worden. So ist in der Landschaft Saanen dieses Kraut bei Leibesnöten, Zahn-, Kopf- und Bauchweh gebraucht worden. Einer hatte Tabakblätter in den Wein gelegt, den er gegen Herzweh trank. Aber auch bei Bruchschäden, bei Fieber und Augenleiden, hatten die Bauern Zuflucht zu diesem verbotenen Kraut genommen. Ein anderer, der ohne Hausmutter war und daher am Morgen nichts Warmes bekam, hatte geraucht. Aber die Raucher sind immer mit Geldbußen oder „Kefi“ bestraft worden. Nur einer, der versucht hatte, mit Tabak dem Vieh die Läuse zu vertreiben, kam ungestraft davon (Marti-Wehren, Saanen).

Das Schnupfen ist 1653 von französischen Söldnern in Luzern eingeführt worden. Auch gegen diesen Gebrauch des Tabakkrautes hatte die Regierung sofort mit Verboten reagiert. Den Apothekern wurde der Verkauf untersagt, aber schließlich mußte der Rat klein nachgeben und er befahl, daß der Tabak in der obrigkeitlichen Pulverstampfe gestampft werden müsse (Geschichtsfreund 64, p. 220).

Alles, was den Körper schwächt, soll besonders in Seuchenzeiten unterlassen werden. Skreta hat daher, wie Ruland und andere, die ehelichen Werke untersagt; er hat diese Warnung besonders an die Adresse der

Soldaten gerichtet, hatte doch Coberus über die Sittenlosigkeit der Soldadeska geklagt, daß sie sogar mit 10-jährigen Mädchen sich Ausschweifungen erlaubten.

Nicht nur im Ausland waren die Soldaten unmenschlich roh und gemein; auch in der Schweiz haben sie besonders in den Religions- und Bauernkriegen sogar gegen die eigenen Miteidgenossen ihrem Sadismus freien Lauf gelassen, angeführt von ihren Offizieren und begünstigt durch die rohen Urteile ihrer Ratsherren und Richter.

Wenn der Chronist des Vilmergerkrieges berichtet, daß Gefangene jämmerlich niedergemacht, daß Männern die Gemächte und Weibern die Brüste zerschnitten worden seien, so hat er wohl nicht übertrieben (Amstein, Wigoltingen, p. 161).

Sogar die frommen Zürcher hatten ein 10jähriges Bettelmädchen von Stammheim, das im Schwabenland von Soldaten mißbraucht worden war und das schließlich im Spital Zürich landete, ohne weiteres Mitfühlen einfach wieder in die Fremde entlassen, damit es dem Bettel nachgehe! (Farner, Stillstandsprotokolle, p. 156.)

Das sind Hinweise, die uns genügend die seelische Verdorbenheit der tapfern Soldaten des 17. Jahrhunderts beleuchten!

Unter den weitem Ratschlägen, wie man sich gegen Seuchen, wie die Lagersucht, schützen könne, empfiehlt Skreta, im Frühling und Herbst abführende Arzneien einzunehmen, um den Unrat wegzuführen. Blutreichen sei auch zuträglich, am folgenden oder dritten Tag nach dem Einnehmen der Reinigungsarznei, durch Aderlassen von 5—6 Unzen Blut sich zu entledigen. Als Empfehlenswert hält er auch das Fasten, damit der Magen und die Gedärme geleert werden. Das Purgieren solle aber weder bei großer Hitze noch bei großer Kälte geschehen. Fühle man schon etwas von der Seuche in sich, so seien Brechmittel einzunehmen.

Wenn Skreta eine Ansteckung durch den Atem und durch die Öffnungen der Schweißdrüsen fürchtete, so folgte er nur seinen Vorgängern, die alle eine Übertragung

vom Kranken auf den Gesunden angenommen haben. Schon Fracastoro hatte eine direkte Übertragung durch Infizierte erkannt und die meisten Autoren haben Ansteckung durch Kontakt, auch durch Kleider, bestätigt, oder aber sie nahmen Ansteckung auf Distanz, d. h. durch die Luft an. Das beste Mittel, sich von der Seuche frei zu halten, sei, so lesen wir in den verschiedenen Beschreibungen der Lagersucht, den Ort zu fliehen, wo die Krankheit herrsche. Aber schon 1687 verlangte Jakobi Isolierung der Erkrankten von den Gesunden und Kreysel hatte 1741 es wiederum deutlich ausgesprochen, daß mit der Isolierung der Kranken die Epidemie leichter erstickt werde, als mit Arzneien.

* * *

Alle Kenner der Lagersucht waren also darin einig, daß das Vorbeugen viel lobenswerter sei, als die Behandlung des bereits ausgebrochenen Leidens. Da gebührt Skreta das Lob, am eingehendsten und umsichtigsten die Prophylaxe besprochen zu haben. Er hatte wohl die Ohnmacht erkannt, die sich dem behandelnden Arzt der Lagersucht auf Schritt und Tritt offenbarte und so war er es, der denn auch den hohen Wert von gut ausgedachten Vorsichtsmaßregeln richtig erkannt hat.

Die Heilung der Lagersucht.

Heinrich Skreta hat im richtigen Weg der Heilung den vornehmsten Teil der Arzneikunde erkannt. Das Wesen der Heilung besteht nach ihm darin, das Widerwärtige mit Widerwärtigem zu vertreiben, und die Hauptaufgabe sah er im Bekämpfen der Ursache der Krankheit. Daraus folgerte er, daß dies mit den Mitteln zu geschehen habe, welche diesen Ursachen ganz zuwider und entgegengesetzt sind. Das, was Schaden bringt, soll weggeführt und das, was zur Gesundheit fehlt, herbeigeschafft werden. Denn so die Ursache eines Dinges aufgehoben ist, so muß desselben Wirkung notwendig verschwinden (p. 204).

Die wichtigste Aufgabe des Arztes bei der Behandlung der Seuche besteht darin, die Gifte, welche die Lagersucht verursachen, durch **A u s f ü h r u n g** zu beseitigen. Ferner muß das verdorbene Geblüt verbessert und drittens sollen die schädlichen Lebenshaltungen geändert werden. So rät denn Skreta, die Heilung ohne Verzug mit angenehmen Mitteln zu versuchen, von den schwächern zu den stärkern Medikamenten zu schreiten; aber immer die allgemeinen Mittel vor den absonderlichen anzuwenden (p. 205).

Skreta war kein Freund von heftig wirkenden Arzneien. So verwarf er die Anwendung von Lärchenschwamm und Wolfsmilch, da durch dieselben die „erblödeten Teile nur noch mehr erzürnt und entzündet werden“ (p. 206).

In erster Linie solle man den Magen von dem verdorbenen und vergifteten Inhalt befreien, damit die Ursache und die „Zündstoffe“ dieser Krankheit beseitigt werden. Er empfahl daher zu Beginn der Seuche **Brechmittel**.

Über die Wirkung dieser Brechmittel auf den Magen hat sich Skreta nicht weiter geäußert. Die damaligen Anschauungen sind aber interessant genug, um sie hier mitzuteilen. Man glaubte, daß die Arzneimittel und die Gifte auf mechanische Art und Weise zu wirken vermögen, indem sie mit ihren, durch die Blutströmung entstandenen scharfen, spießförmig geschmiedeten Spitzen und Haken die Organwände angreifen. Da auf solche Verletzungen das ganze animalische System, oder, um den Ausdruck von Helmont zu gebrauchen, der Archäus, in Wut gerät, werden die Spiritus und Humores aufgewühlt (H. Fischer, J. J. Wepfer, p. 180).

Eine ähnliche Wirkung hatten die Gelehrten auch den Brechmitteln zugeschrieben. Sie nahmen an, daß ihre scharfen und spitzigen Teile die Fasern im Magen, besonders die innerliche empfindliche Haut um den Pförtner reizen, sodaß der Magen in gichtische Bewegungen gerät und alles, was in ihm ist, ausstößt (v. Muralt, Hausarzt, p. 238). Auch Skreta huldigte dem Glauben, daß die ätzende, giftige Materie, die sich innerlich schon angehängt hat, durch die Erschütterung des Brechens ledig gemacht und durch

den dabei sich einfindenden Schweiß ausgetrieben werde (p. 208). Die wichtigste Wirkung der Gegengiftmittel, des *Sal vitrioli vomitivum*, *ocysacharum emeticum* Dan. Ludovici und des *Tartarus remeticus*, würde also in der schweißtreibenden Kraft bestehen.

Die alten Ärzte hatten überhaupt dem Erbrechen eine große Heilwirkung in den verschiedenen Krankheiten zugebilligt. J. v. Muralt hatte es sogar in vielen Fällen für besser als die Klystiere gehalten. Besonders bei Lagersucht ist es noch lange als erstes und wichtigstes Mittel zur Anwendung gekommen. So hat Haller in seiner Beschreibung des Faulfiebers in Bernerlanden noch im 18. Jahrhundert die Brechmittel in erste Linie gestellt (Haller, Faulfieber, p. 22).

Nur mit wenig Worten möchte ich auf einige der alten Brechmittel hinweisen. Man hatte drei Gruppen unterschieden: tierische, pflanzliche und mineralische. J. v. Muralt hat noch in Wein gelegte abgeschabte Menschennägel empfohlen. Beliebt waren auch Horn und Knochen. Von den Pflanzen genossen die Haselwurzel (*Asarum*) großes Zutrauen, da sie den ganzen Leib „oben und unten aus“ reinigt. Verzascha hat sie als ein gutes Mittel für die Bauern genannt (Verzascha, Kräuterbuch, p. 15). Ebenso berühmt war der Cardobenedict, die heilige oder gesegnete Distel. Das Pulver dieser Pflanze wurde als Mittel gegen Gift, Krebsgeschwüre, Fieber gebraucht (Verzascha, p. 372). J. v. Muralt hat auch Tabakblätter, in Branntwein eingelegt, als gutes Brechmittel empfohlen und ebenso häufig ist die weiße Nieswurz (*Helleborus albus*) angewendet worden (Muralt, Chirurgische Schriften, p. 240). Er empfiehlt sie für Tobsüchtige und Unsinnige; rät aber zu aller Sorgfalt, da sie auch giftig wirken könne. Auch Verzascha warnt davor, das Pulver dieser Pflanze einzunehmen, da sie so stark zum Erbrechen reizt, daß man davon ersticken könne (Verzascha, Kräuterbuch, p. 728). Dagegen wurde empfohlen, Nieswurz in Milch zu sieden oder mit Mehl zu mischen, um ein vorzügliches Mittel gegen die Fliegen und die Mäuse zu bekommen.

An Stelle des Tartarus emeticus ist die 1686 in Frankreich eingeführte südamerikanische Ipecacuanha als gutes Brechmittel verwendet worden (Zwinger, Kräuterbuch, p. 1212). Haller empfiehlt gegen das Faulfieber den Ipecacuanhawein löffelweise, mit darauf folgendem Kamillentee zu trinken (Haller, Faulfieber, p. 24).

Großen Wert hat Skreta dem leicht löslichen Schwefel zugemessen, da er sich mit unsern Lebenssäften und Leibesfeuchtigkeiten leicht vermischt und die Auflösung des flüchtigen Salzes des Blutes fördert (p. 218).

Um das Gift aus dem Körper zu verjagen, empfiehlt Skreta vor allem das Schwitzen, also die Anwendung von schweiß- und gifftreibenden Mitteln, damit sie die Stacheln des Giftes stumpf machen oder einschlucken und verschlingen, umkehren oder niederschlagen. Um dieses flüchtige, sauer ätzende, salzene Gift zum Austreiben anzuregen, müssen Medikamente zur Anwendung kommen, deren Eigenschaften allen Säuren zuwider, also säuretilgend sind (p. 209). Es sind alkalische Substanzen, wie Ton, Kreide, Knochen und Hornpulver. Skreta nennt Bezoar, gebrannte Menschenknochen, Muscheln, Krebssteine, die im Magen des Flußkrebsses befindlichen Kalkkonkreme. Er hat auch den Theriak wieder herbeigezogen, der nach Györy während 180 Jahren nicht mehr empfohlen worden war. Er brachte das Theriakpulver nach Greiffen oder Hofstatt von je 5 Gerstenkörnern in Anwendung. Dabei müsse der Kranke gut zugedeckt werden. Als gutes Mittel hat er auch zum mineralischen Bezoar gegriffen, den er, mit Zitronen oder Heidelbeersirup und mit Rosenzucker gemischt, in weichem Brot einnehmen ließ, das zu Kügelchen geknetet worden war (p. 189).

Große Hoffnungen setzte Skreta auf die verflüchtigten oder alkalisierten Salze und Salzgeister, wie er sie nannte. Darunter führt er an das flüchtige Nattern- und Schlangensalz, den flüchtigen Geist von Weinstein Salz und vom Salmiak und den weißen Kampfer (p. 210). Aber alle diese Mittel müssen gut gereinigt und von allen öligen Schlacken befreit werden.

Das Gift der Lagersucht ist durch saure Sachen zu binden, die aber zugleich einen lieblichen Geruch haben, damit sie die Lebensgeister aufmuntern und den schlappen Magen stärken. Als durststillend sind Zitronen, Quitten, saure Äpfel, Sauerbirnen zu empfehlen.

Györy führt die Schweißmittel an, die von den alten Ärzten bei Behandlung der Lagersucht zur Verwendung gekommen sind. Ruland hat den Lapis Bezoar und Sennert das Pulvis bezoardicus empfohlen. Auch das Bein aus dem Herzen des Hirsches, Geweihe, zerstoßenes Elphenbein und Eberzahn, ja Smaragd und Edelstein sind noch recht spät zur Anwendung gekommen, wie aus der Wienerschrift zu entnehmen ist.

Als harntreibende Mittel hat Skreta Petersilien oder Meerretichwasser verschrieben (p. 194). Auch noch Verzascha hat verordnet: 7 Scheiben Meerretich in weißem Wein über die Nacht liegen zu lassen und am Morgen den abgossenen Wein trinken, um Harn und Stein zu vertreiben (Verzascha, Kräuterbuch, p. 191). Das von Skreta empfohlene Bernsteinöl, *Oleum succini*, war als Abortivum auch in der Volksmedizin bekannt. 10—12 Tropfen Weinsäure, als *Tinctura salis tartari*, in einer Brühe morgens und abends eingenommen, nennt Skreta ein gutes Mittel. Heute noch wird die kühlende und erfrischende Wirkung der Weinsäure, sowie der durch sie hervorgebrachte stärkere Säuregehalt des Harns geschätzt (Husemann, Handbuch, p. 447).

Als harntreibend ist seit langer Zeit die Hauechel (*Ononis*) angewendet worden. Schuller hatte daher empfohlen, den Kopf mit einer Abkochung dieses Krautes zu waschen. Aber Kreysel vertrat die Meinung, daß bloßes Wasser den gleichen Dienst tue. Wenn trotzdem Schuller mit dieser sonderbaren Anwendung des Mittels Erfolg hatte, so sei es bloß, weil er keine andern Medikamente verschrieb und den Körper nicht mit Aderlaß, abführenden und schweißtreibenden Mitteln schwächte!

Großen Wert hat Skreta einem geordneten Stuhlgang beigelegt; besonders wichtig hielt er die

Gewöhnung, jeden Morgen für den Stuhl besorgt zu sein. Er war daher Feind des Purgierens und bekämpfte jene Ärzte, die fest glauben, daß man einen Kranken ohne solche Mittel unmöglich heilen könne. Die stark abführenden Mittel verwarf er, weil durch sie die guten und schleimigen Feuchtigkeiten, mitsamt der Galle, gewaltsam aus dem Leib getrieben werden. Auch verursache das unbedacht-same Purgieren oft neue Aufblähungen im Magen und in den Gedärmen. Er empfahl lieber Stuhlzäpflein. So solle man bei Kindern mit Öl beschmierte Wachskerzen ein-führen (p. 185). Für Erwachsene gibt er eine Mischung an aus frischer Butter, Eigelb, Safran, die als Teig in Nuß-größe Verwendung finden solle. Auch gedörrte Kügelein von Sauerteig, die vor Gebrauch gut eingeschmiert wer-den, seien stuhlfördernd. Dann sollen auch Salben und Um-schläge mit Feldkümmel und Rindergalle oder Salben von frischer Salbei mit Butter gekocht, die um den Nabel oder über den Bauch zu schmieren sind, gute Dienste tun. Als Trank empfiehlt er Sennesblättertée mit Zwetschgen ge-sotten; oder grüner Hollunderblust und kleinen Lattich. Schließlich nennt er auch den Cremoris tartari, den Wein-steinrahm nach Husemann, Handbuch, p. 295. Nur im Not-falle, bei starkem Grimmen, griff Skreta zum Klystier von Milch und Honig oder zerstoßenem Zucker. Die alten Mit-tel: Fleischbrühe, Wasser mit gesottener Kleie, Pappeln- und Eichblätter, Kamillenblüten und Anissamen erwähnt er ebenfalls.

Wenn aber die Verstopfung länger als drei Tage an-dauert, so hat Skreta Stuhlzäpflein angeordnet, und inner-lich Weinstein, Schlehenblütentée oder Ziegenschotte mit Salpeter empfohlen. Er hat auch auf die Tinctura tartari stibiata Hofmanni und in gar hartnäckigen Fällen auf das Cinnabaris antimonii hingewiesen (p. 295). Aber diese Mit-tel sollen im Absteigen, nicht im Ansteigen der Krankheit verwendet werden. Auch Einreiben des Bauches mit Bilsen-krautsalbe, in welcher Antim. diaphor. und Bernsteinöl ver-mischt sind, hat er im Notfall verordnet. Über diese Eva-cuantia hat sich Skreta in seiner Art geäußert: „Das viel-

fältige starke Purgieren, Aderlassen und Klystieren oder Hintern Ausspülen, welches von vielen Ärzten in Heilung der Fieber nur zu sehr beliebt ist, ob sie schon täglich wahrnehmen, daß ganze Kirchhöfe voll Toter, kraft dieser Arbeit, beigesetzt werden, sind schädlich“ (p. 89).

Die Suppositorien, die Stuhlzäpflein, die durch die lokalen Reize wirken sollen, sind von allen Ärzten, die sich mit der Lagersucht befaßten, verwendet worden. Die Grundsubstanz ist immer Honig und Wachs; sie enthalten Seifen, Steinsalz u. s. w.

Skreta verlangt, daß auch der Unrat des Gehirns, der *R o t z*, abgeführt werde. Er empfiehlt Schnupftabak, dem verschiedene Pulver wohlriechender Kräuter und Gewürze beigemischt sind. Die Zahl solcher Beimitel ist recht groß; ich nenne nur: Veilchen, Rosmarin, Lavendel, Nelken, Muskatnuß, Rosenblätter, Bisam und Zibet. Als Schnupfwasser hat er sogar das „Wasser der Königin von Ungarn“ empfohlen. Den Speichel und Schleim im Mund hat Skreta mit Kauen von Pertram oder Nelken zu beseitigen gesucht, und mit Pomeranzen und Zitronen, Wacholderbeeren und Fenchel, hoffte er die Speichelsekretion anzuregen. Er empfiehlt auch Küchlein aus weißem Senf, Kressamen und Fenchel zu machen und diese zu kauen (p. 84). Besondere Sorgfalt fordert er beim Reinigen der Kinder von Schleim, Unrat und Würmern. Unter den Mitteln stehen Hirschhorn, *Mercurius dulcis* und *Alcæ* an erster Stelle (p. 201).

Skreta hat die wichtigste Ursache der Lagersucht in innerlichen sauren Giften erkannt. Säuretilgende Mittel sind also vonnöten, um der Krankheit begegnen zu können. Als solche Mittel nennt er Muscheln und Schneckenschalen, Korallen, Steine und Scheren von Krebsen, Perlen, Kristalle und Edelsteine. Er zählt noch besonders auf: Smaragd, Hyazint, Granat und Blutstein. Hoch im Ansehen standen die Steine, die aus dem Innern der Tiere kommen, wie der orientalische und occidentalische Bezoar. Aber auch flüchtige Öle und harnriechende Salze sollen imstande sein, das Gift zu brechen, umzukehren und zu zerstreuen. Als Mittel werden genannt: Hirschhornsalz, Elendsklauen;

Menschenschädel, Kaminruß, Weinstein Salz, Salmiak, der flüchtige Geist des Menschenharns, Kampfer, Nattern, Schlangen und Regenwürmer (p. 210). Wenn es gilt, gegen die Krankheitsstoffe „einwickelnde“ Mittel anzuwenden, so hat Skreta Süßbutter, Baumöl, Mandeln, ja sogar Menschen- und Hundsfett empfohlen! (p. 212.)

Das hohe Fieber der Lagersüchtigen hatte schon früh die Ärzte gezwungen, Antifebrilia anzuwenden. In erster Linie haben die verschiedenen Säuren, die Zitronen- und die Apfelsäure, Verwendung gefunden, die auch heute noch im Gebrauch stehen. Der Succus und syrupus citri, der Zitronensaft und Zitronensirup, haben auch noch eine kühlende Wirkung und sind daher durststillend. Die Wurzel von Tormentille oder Herzwurz, ist als fieberlindernd empfohlen worden; noch im 18. Jahrhundert ist sie nach Verzascha bei Schüttelfrost zur Verwendung gekommen. In hohem Ansehen hatten die Bezoardica als fieberwidrige Mittel gestanden. Skreta ist der einzige, der die in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts importierte Chinarinde verordnete. Er allein hat sich der „edlen Fieberrinde kinkinna“ wieder erinnert, schreibt Györy (Györy, p. 181).

Altertümlich muten die verschiedenen herztärkenden Mittel an, die „cardiaca confortantia“ der alten Mediziner. Man hatte äußere und innere unterschieden. Als äußere sind die verschiedenen angehängten Arzneimittel zu bezeichnen, die „Herz- und Pulssäcklein“, für welche die alte Medizin den gelehrten Namen „Sacculi cordis“ gebrauchte. Gewürze, Kräuter, Wurzeln, aber auch Steine, Bein und Holz, also Dinge, die „weder Geruch noch Geschmack“ haben, sind in Tüchlein eingebunden oder bloß angehängt worden. R. Minderer hatte lebendiges Quecksilber verwendet, das er in einer ausgehöhlten Haselnuß mit spanischem Wachs einschloß. Auch weißer und gelber Arsenik hatte unter dem Namen „Zenehton“ Verwendung gefunden. Mit Gummi, Rosenwasser, oder noch besser mit dem Pulver einer gedörrten Kröte vermischt, soll das Arsenik angewandt werden. Auch die haarige Haut eines

Dachses oder einer gedörrten Spinne ist an den Hals gehängt worden (Minderer, *Medicina*, p. 126).

Skreta hat sich ausführlich mit diesen angehängten Mitteln beschäftigt. Er schreibt, wie die eine oder andere Krankheit, die durch andere Medikamente nicht habe weichen wollen, durch solche äußerlich angehängte oder aufgelegte verächtliche Sachen, die keinen Geruch und Geschmack haben, geheilt worden sind. Viele glauben nun, daß die Anwendung solcher Mittel unanständig sei; andere wiederum glauben nicht an die Wirkung, eben weil Stein, Holz und Bein weder Geruch noch Geschmack haben. Aber ein gewisses geistreiches Ausfließen oder Ausdämpfen durch die Gänge und Löchlein dieser angehängten Stoffe sei wohl möglich; so können die verunreinigten und erzürnten Lebensgeister in den Adern, die da wie in aufgespannten Saiten allzeit sich zur Bewegung fertig und bereit halten, also durchdrungen, erleuchtet und aufgeweckt werden, daß sie wieder Kraft bekommen und den im Leib liegenden Unrat vertreiben (p. 110).

Unwillkürlich wird man bei dieser Erklärung an die Hypothese der oligodynamischen Wirkung der Metalle und ihrer Salze erinnert. Trotz unserer Unmöglichkeit, irgendwelche nennbaren Veränderungen bestimmen zu können, haben Nägeli, Ficker und v. Behring die hohe Desinfektionskraft z. B. des metallischen Silbers nachzuweisen vermocht. So steckt vielleicht im Volksglauben an die therapeutische Wirkung von Kupfer, Gold und Silber, der tief in die alt orientalische Kulturperiode zurückreicht, oder in dem Glauben an die geheimnisvolle Kraft der Stahlkugeln des 18. Jahrhunderts, oder in der weit verbreiteten Gepflogenheit, Gold- oder Silberringe im Ohrläppchen zu tragen, um vor Infektionen und Entzündungen geschützt oder gar von diesen Übeln geheilt zu werden, doch ein Körnlein Wahrheit, das erst in unsern Tagen wert gehalten wird, mit modernen Mitteln untersucht und erprobt zu werden.

Als innere herzstärkende Mittel galten Edelsteine und Bezoar. Skreta selber hat ein eigenes Kraftwasser empfohlen.

Großen Wert hat Skreta auf die Beruhigung der „Lebensgeister“ gelegt. Die schmerzstillenden und beruhigenden Mittel hat er unter den Opiaten gesucht. Die Namen Mohn, Klapperrose, Safran treten neben den damals bekannten Opiummittel auf (p. 219). Skreta verordnet für Männer und für Frauen geeignete beruhigende Arzneien; für erstere die *Pilulae anodynae reginae*; für die letzteren die *Pil. anod. hystericae*. Es sind aber die gereinigten metallischen und mineralischen goldischen Schwefel, die alle andern aus Kräutern und Tieren gezogenen schmerzstillenden Mittel übertreffen. Äußerliche erweichende feuchte Umschläge, Salben, Pflaster und Öle hat Skreta als besonders gute Mittel angeraten, worunter Bibergeil, Hunds- und Menschenfett genannt werden. Auch venetianischen Theriak, Mithridatlatwerge, das ungarische rote Giftpulver und Wepfers und eigene Zusammensetzungen hat er empfohlen (p. 223).

Der beinahe von allen Ärzten gepriesene Aderlaß ist aber von Skreta verworfen worden. Wenn er auch in seltenen Fällen von Vorteil sein möge, so habe er doch mehr Schaden als Nutzen angerichtet. „Behüte mich mein Herr und Gott vor dergleichen spätem Aderlaß, auf welchen nichts anderes als ein schneller Tod erfolgen kann“, hat er geschrieben (p. 157). Aber Skreta stand wohl ziemlich allein mit seinem Urteil. Die Mehrzahl der die Lager-sucht behandelnden Ärzte hat zu diesem Mittel gegriffen. Vornehmlich ist in den ersten Tagen die Ader zum Bluten gebracht worden. Ausgewählt wurde die *Vena basilica* oder *mediana*; bei Frauen hatte Roth die Vene am Fuß zum Aderlaß vorgezogen, weil sie schwächer seien als die Männer. Zapff warnt vor vielem Blutlassen. Bei Taubheit oder Kopfschmerzen solle die Temporalvene, wenn aber die Rachensymptome überwiegen, die *Sublingualis* gewählt werden. Leidet der Patient schon an Blutungen, so hat er vom Aderlaß abgeraten.

Bei größerer Schwäche der Kranken wurde an Stelle von Aderlaß das Schröpfen oder Anlegen von Blutegeln oder gar die Skarifikation empfohlen. Das Blutritzen solle aber nach Ruland nie unter den Nieren oder an den Füßen und auch nie am Rücken geschehen, wegen der Nähe der Lungen (Györy, p. 164). Auch Spillnberger hat diese Art der Blutentziehung an den Füßen bei schwächern Personen vorgeschlagen. Blutegel sollen nach seiner Darstellung an den Nates angesetzt werden. Auch Zapff wählte bei tief liegenden Venen das Anlegen von Blutegeln. Er ließ am Nacken, an den Armen oder am Unterschenkel schröpfen. Györy erwähnt noch, daß keiner der Autoren, die den Aderlaß empfohlen haben, sich nach den früher so wichtigen Aderlaßkalendern mehr gerichtet habe. Es sei auch kein Unterschied zwischen rechter und linker Seite mehr gemacht worden.

Über die Bäder hat sich Skreta geäußert. Als nachteilig hielt er die gar zu heißen Wasser- und Schwitzbäder. Auch soll der Kranke nicht zu lange sich im Wasser aufhalten und darin trinken. Er empfiehlt, die Bäder nicht wärmer zu nehmen, als das im Körper zirkulierende Blut, da es bei größerer Temperatur heftig bewegt werde und zu Entzündungen Anlaß gebe.

Das häufige Übel des Nasenblutens hat Skreta auf verschiedene Weise zu heilen versucht. Recht altertümlich ist sein Vorschlag, ein glühendes Eisen in die Nähe der Nase zu halten (p. 153). Dieses Mittel, über dessen Erfolg Skreta wohl kaum eigene Erfahrungen wird besessen haben, erinnert an die Heiltätigkeit der alten Schmiede, die in der Sage sich noch des glühenden Eisens bedienen und die dem Satz von Hippokrates huldigen, daß dort, wo das Messer ohne Wirkung sei, noch zum Feuer Zuflucht genommen werden soll. Ebenso unwahrscheinlich ist ein Blutstillen durch bloßes einführen von frisch zerstoßenen Nesseln oder durch schnupfen von Pulver aus gebranntem Schweinskot und Blutstein. Reflektorisch mag Auflegen um den Hals und die Geschlechtsteile eines in Essig eingetauchten Tüchleins wirken.

Der Zustand der Z u n g e , ihre Risse und Furchen und der dicke Belag, der auch über den Rachen sich ausbreitet, haben früh die Ärzte nach Mitteln suchen lassen, diesen Belag zu vertreiben. Dies umso mehr, als er von den alten Feldchirurgen des 16. Jahrhunderts geradezu als das Wesen der Krankheit gehalten worden ist. Mit Brotkrumen, gestoßener Korbsschale und mit Instrumenten hatte man versucht, ihn abzuschaben. Man nahm sogar Zuflucht zum Saft von Pferdekot (Györy, p. 162). Später sind Spülungen mit Mandelmilch versucht worden. Auch Skreta empfiehlt das Abschaben mit einem Löffel und Nachreiben mit einem Salbeiblatt und Gurgeln mit frischem Brunnenwasser, in welchem geläuterter Salpeter aufgelöst worden ist. Auch hatte er durch Einschmieren der Zunge mit Butter Besserung erhofft. Nur bei starkem Zungenbelag hat Skreta zum Aderlaß Zuflucht genommen, und zwar rät er an, die Sublingualis zu öffnen. Er warnt vor zu hartem Schlag, damit die zu sehr blutende Wunde dann nicht mit dem Brenneisen behandelt werden müsse (p. 279).

Gegen H a l s e n t z ü n d u n g , Bräune und Mundfäule sind Kompressen mit heißer Butter angewendet worden. Aber Skreta empfiehlt für ärmere Kranke Umschläge mit frischem warmen Menschenkot! Wer es vermöge, der solle mit einem Umschlag eines Schwalbennestes und weißem Hundskot, mit frischer Butter und warmer Milch angerührt, es versuchen. Gut sei auch ein Umschlag frisch gesottener Butter mit Kamillenblumen und Bilsenkraut. Dabei hat er eine Salbe von Blumenöl Slotani oder Kamillen und weißem Lilienöl und Auflegen eines Santal- und Steinkleepflasters oder Diachylum cum gummi als heilsam vorgeschrieben. Als Gurgelwasser wird warme Milch, mit darin aufgelöstem Zucker, angegeben (p. 281). Wenn aber der Mund ganz trocken, die Zunge aufgespalten und schwarz oder mit einer grauen Haut überzogen und auch der Schlund aufgespalten und brennend ist, so warnt Skreta vor sauren Sachen, wie Salpeter, Alaun, Essig, Vitriol. Dagegen empfiehlt er Gurgeln mit Gerstenschleim oder heißen Schotten. Auch eine Mischung von gefeiltem Hirschhorn und

frisch zerstoßenen lebenden Bachkrebse müsse mit Quittenkernen zu einem Gurgelwasser gebraut werden (p. 280).

Die entzündlichen und eiternden Drüsen sind schon von den alten Ärzten mit ziehenden Pflastern zur Reife gebracht worden. Zu Umschlägen dienten Milch und Honig, Mehl, Kleienbrei, warme Brotkrumen. Tief liegende Eiterungen wurden auch mit Äzmitteln, Laugensalzen, Glüh-eisen oder Lanzetten zugänglich gemacht (Györy, p. 186).

Skreta hat das Erbrechen zu Anfang der Krankheit als ein gutes Zeichen gehalten, da dadurch von der Natur selber aller Unrat des ganzen Leibes oft „wie ein Platzregen ausgeworfen werde“ (p. 287). Gegen das länger anhaltende Erbrechen hat er beruhigende Mittel verordnet, die auf das Herzgrüblein aufzulegen sind. Unter seinen Mitteln nimmt der Venet. Theriak eine wichtige Stelle ein. Dabei sind aber auch Muskatnuß-, Kamillen- und Rosenöl, peruanischer Balsam, geröstet Brot mit Muskatnuß beschmiert und mit Essig angefeuchtet, beigezogen worden. Auch das Auflegen eines Säcklein mit Wermut, Krausmünz, roten Rosen, alles in Wein gewärmt, soll beschwichtigen. Während dieser Zeit soll der Kranke weder Getränke, noch Brühen genießen, dagegen soll er saure, mit Zucker eingemachte Früchte in den Mund nehmen. Zu innerlichem Gebrauch hat er Theriakpillen, *Pillulae bezoardicae anodynae* angeraten (p. 289).

Skreta hat die Durchbrüche vor dem 3. Tag nicht gestillt. Dauern sie aber länger und machen sie den Kranken schwach, so sind stopfende Mittel zu gebrauchen. Er nennt den Venet. Theriak, *Terra sigillata* und Quittensaft mit Mandelmilch zu einem Tränklein angemacht; nach dem Einnehmen versuche der Kranke zu schwitzen. Auch Rosenzucker mit *Terra sigillata* oder *Essent. opii Langelotti* mit Rosenzucker sollen zu einer Latwerge vermischt werden. Aber auch zu Pulver gebranntes Hirschhorn und Wegerich standen in hohem Ansehen (p. 290). Skreta unterscheidet verschiedene Auswürfe. Gegen die galligen empfiehlt er gesäuerte Getränke mit *Antimonii diaphoretici*, *bezoardici mineralis*, stündlich ein paar Löffel. Dabei rät

er an, den Bauch mit warmem Öl einzureiben oder eine Mischung von Quitten, Blutstein, Mastix, Muskatnuß und roten Rosen, die in rotem Wein gekocht worden sind, warm aufzulegen. In Brühen von Rind- oder Schafffleisch möge man Hausenblasen mitkochen.

Als gewöhnlicher Trank wird eine gute Mandelmilch mit gesottenen Natternwurzeln oder Termentillenwurzeln empfohlen. Armen Leuten wird angeraten, gesotten Wasser allein oder mit dem Löschwasser von Schmieden gemischt, oder Wasser, darin ausgebrannter Ofenlehm oder Kieselsteine abgelöscht worden sind, zu trinken (p. 292).

Gegen die rote Ruhr empfiehlt Skreta für Reiche und Arme verschiedene Mittel. Neben dem Opiat von Langelotti wird Hirschhorn, Korallen Smaragd, armenische oder schlesische Terra sigillata verschrieben (p. 293).

Gegen die Kopfschmerzen hat er verschiedene Mittel verordnet. In erster Linie sind es warme Umschläge auf Stirn und Schläfen des Absuttes verschiedener Kräuter, worunter Pfirsichkerne, ausgeschälte Mandelsamen, Rosenwasser, Giftessig, Salpeter, Safran und weißer Kampfer. Auch Brot und Salz, mit Essig angefeuchtet und faule Äpfel sollen gut wirken. Skreta rühmt das alte Volksmittel, ein schwarzes oder ein anderes Huhn oder eine Taube, mitten voneinander geschnitten und also warm und blutig mit den Eingeweiden aufzulegen (273). Es muß auffallen, daß ein schwarzes Huhn zur Linderung der Kopfschmerzen verlangt wird. Es mag dies noch eine Andeutung sein an den alten Glauben, daß schwarze Hühner Dämonen zu vertreiben vermögen, waren ja noch in christlichen Jahrhunderten diese Tiere dem St. Veit und dem St. Valentin, den Patronen verschiedener Geistes- und Nervenkrankheiten und der konvulsivischen Zuckungen des Kindesalters, geweiht.

Bei gefahrdrohender Schwäche hat Skreta in Säcklein eingenähte und mit Essig angefeuchtete Kräuter verordnet, die auf die Herzgrube oder auf die Arme zu legen sind. Unter den Kräutern steht obenan: Angelikawurzeln, florentinische Veielwurzel, rote Rosenblätter, Hollunder-

blust, frische Rauten, Zimmt, Safran, frische Zitronenschalen. An die Fußsohlen sollen Umschläge von Knoblauch oder Zwiebel, Rauten- und Senfsamen mit Salz und Essig gemacht werden. Begann der Kranke zu rasen, so verordnete Skreta, an Armen, Füßen und hinter den Ohren mit Hilfe von Steinkleepflaster Blasen zu ziehen und diese in Fluß zu halten. Auch spanische Fliegen hat er verwendet. Die Blasen solle man mit Schere oder Messer öffnen. Aber auch aufgelegte Schmalzblumenblätter mit Butter wirken beruhigend, nach einer Vorschrift von Dr. Johann Ammann. Die alten Mittel: Wolfsmilch, Hahnenfuß oder Brennesselwurzel werden anempfohlen (p. 275).

Um den Schleim der Luftröhre und der Lunge abzuführen, hat Skreta morgens und abends einen Trank von Süßmilch, Veielwurzel, Ehrenpreis, Hyssop, Skabiosenkraut, Fenkelsamen angeraten. Als noch stärkere Drogen, die bei zähem Schleim vorzuziehen sind, wird ein Absud der Wurzel von Meisterwurz, Angelika und Veiel mit gedörrten Meerzwiebeln, Franzosenholzrinde, Wacholderbeeren und frischem Honig, vermischt mit Salmiakgeist und Tabaksirup, genannt. Zudem mußte der Kranke schwitzen. Als heilsames Mittel galt das Einschmieren der Brust mit Kapaun- oder Gansfett, Hundszungensalbe und Kamillenöl; oder das Auflegen eines Pflasters von diachylum mit Gummi (p. 283).

Aber auch den Theriak von Paracelsus, die Tinctura bezoardica, den Hirschhorngest, hat er nicht vergessen. In gefahrdrohenden Fällen verschrieb er Kampfergeist und Salmiakblumen, wodurch der Kranke oftmal gleichsam dem Tod unversehens aus dem Rachen gerissen worden sei. Für arme Leute holt Skreta wiederum ein Mittel aus der Kotmedizin hervor. Er empfiehlt den warmen Saft frischer Roßfeigen und darauffolgendes Schwitzen. Und um der Sache auch einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, verschreibt er frische Roßfeigen von einem gesunden „ballachen“, 5 Stück, Kardobenedikten- und Schlehenblustwasser, jedes 4 Lot. Man solle es 3 Stunden eingebeizt stehen lassen und zu der ausgepreßten Brühe mische man 2 Lot

eingekochten Meerzwiebelsaft, 1 Quintlein reinen Hirschhorngest. In Abständen von 6 Stunden soll dies dem Kranken eingegeben werden. Auch das von Dr. Reinhart, Stadtarzt und Rat von Solothurn, empfohlene gereinigte Roßfeigensalz sei dienlich (p. 286).

Zur Behandlung der Flecken hat Skreta neben schweißtreibenden auch z i e h e n d e Mittel bevorzugt, die er als Überschläge und Pflaster anwandte. Mit Brotteig hat er Knoblauch, Zwiebeln und Meerzwiebeln vermischt; aber auch Käspappelblätter, Kamillen, Flachssamen, Bilsenkraut u. s. w. mit Milch oder Wasser gekocht, sind warm aufgelegt worden. Für die Herstellung des Schierlingspflasters empfiehlt Skreta gelbes Wachs, eingekochten Schierlingsaft, Ziegelsteine, Hirschhorn, Mutterharz (Galbanium) (p. 298).

Bei tief liegenden Blasen hat Skreta zum Äzstein von Silber oder zu Laugensalzen oder gar zum Brandeisen Zuflucht genommen; hat auch mit Lanzetten dem Eiter den Austritt verschafft (p. 299).

Eine schwere und gefürchtete Erscheinung der Lager-sucht waren die K r ä m p f e , die Gichter, die an Händen, Füßen, am Leib und im Gesicht sich zeigten. Skreta empfiehlt Einschmieren des Hauptwirbels und Genickes, des Rückgrates, der Hände und Füße. Er verwandte Öl von Bibergeil, Regenwurm, Bernstein und innerlich Baldrianwurzel, gesottenes Hirschhorn oder Cinnabaris.

Skreta hat sich nicht nur der Kranken, der Kinder besonders, angenommen, hat nicht nur für schwangere Frauen eigene Vorsichtsmaßregeln empfohlen, er war der einzige, der das Augenmerk auch auf R e k o n v a l e s z e n t e richtete. Er warnte sie vor schweren Speisen, vor Weingenuß. Wenn der Körper sich an das Essen wieder gewöhnt hat und wenn er völlig fieberfrei ist, gestattete Skreta zum Essen etwas mit Wasser verdünnten Wein. Gegen die aufgeschwollenen Füße rät er Dampfbäder an, die morgens früh und um Schlafenszeit genommen werden sollen. Salbei, Kamillen, Föhrenschößlein und Wacholderbeeren, in Wasser gekocht, sind in einen Kübel zu gießen und die Füße, mit

einem Tuch überdeckt, darüber zu halten. Von Zeit zu Zeit lege man glühende Kiesel- oder Backsteine in den Kübel, damit der Dampf unterhalten werde.

* * *

Als zusammenfassendes Ergebnis der vorliegenden Darstellung dürfen wir Heinrich Skreta das Zeugnis eines vorurteilsfreien, durchaus selbständigen Beobachters ausstellen, der wirklich „seine Kranken vom Scheitel bis zur Sohle untersucht“ hat, wie Györy sich ausdrückt.

Wenn Skreta trotzdem auch wieder dem Geist seiner Zeit den Tribut zollt, indem er Krankheit und Seuche als Strafe für begangene Sünden hält, wenn er Bezoarsteine, Regenwürmer, Pferdekot, Menschenfett und andere recht altertümliche Heilmittel aus dem Medikamentenschatz einer untergehenden Zeit anwendet, so ist er doch immer bemüht, sich der neuesten Errungenschaften der Medizin zu bedienen.

In den folgenden Kapiteln soll untersucht werden, auf welchen Gebieten Heinrich Skreta, seiner Zeit vorausseilend, bahnbrechend gewirkt hat.

B. Nekrologe und Gesellschaftschronik.

—

